2

Lessing's Werke.

Zehnter Theil.

Abhandlungen über die Fabel.
Anmerkungen über das Epigramm.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

Carl Christian Redlich.

Berlin.

Gustav Hempel.

2

Lessing's Werke.

Zehnter Theil.

Abhandlungen über die Fabel.
Anmerkungen über das Epigramm.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

Carl Christian Redlich.

Berlin.
Gustav Hempel.

Inhalt.

Vorbemerkungen des Herausgebers.

Der vorliegende zehnte Theil von Lessing's Werken vereinigt die größeren Abhandlungen über die Fabel und über das Epigramm; von den kleineren, aus den Beiträgen zur Geschichte und Literatur und aus dem Nachlaß, werden die von der Fabel handelnden im elften Theile, die auf die griechischen Epigramme bezüglichen im dreizehnten ihren Platz finden. Während diese gelehrte Detailuntersuchungen über verschollene Schriftsteller und Dichtungen enthalten, stellen sich die zwei umfassenderen Arbeiten eine und dieselbe Aufgabe, das Wesen beider Dichtungsarten darzulegen und mit dem so gewonnenen Maßstabe die bisherigen Leistungen auf beiden Gebieten zu prüfen, und sind daher ihrem Inhalte nach mit einander näher verwandt, als jede von ihnen mit den späteren Excursen und Collectaneen. Aber auch in Beziehung auf Entstehung und Ausführung dieser Aufsätze bieten sich Vergleichungspunkte genug dar. Hervorgegangen sind der eine wie der andere aus einem lebhaften Interesse Lessing's für beide Dichtungsarten. Bis in seine Lehrjahre rückwärts können wir seine Beschäftigung mit den Fabulisten und Epigrammatisten alter und neuer Zeit verfolgen. Vom Phädrus, auf den ihn die Christ'schen Untersuchungen aufmerksam gemacht hatten, sagt er selbst, es habe eine Zeit gegeben, wo er keinen Dichter mit

mehr Fleiß studirt habe, und jede Umschau in der französischen und deutschen Literatur seiner Zeit führte ihn zu den Fabeln, die jenseit wie diesseit des Rheins mit gleichem Eifer gedichtet wurden. Seine eigenen dichterischen Jugendversuche bewegen sich großentheils auf demselben Gebiet und zeigen, wenn man den Quellen vieler Epigramme nachforscht, daß er auch hier nicht blos mit Martial vertraut, sondern auch in der reichen epigrammatischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts belesen genug war, um nöthigenfalls auch eine Geschichte des lateinischen Epigramms schreiben zu können. Ja, noch in seinen letzten Lebensjahren kommt er theils mit philologischen Forschungen über die Werke Anderer theils mit eigenen Dichtungen zu dieser alten Liebhaberei zurück. Wir können noch einen Schritt weiter gehen; auch die nächste Veranlassung zur Ausarbeitung beider Aufsätze ist dieselbe, obwohl sie über ein Jahrzehnt aus einander liegen: sie waren beide dazu bestimmt, den neuen Ausgaben seiner Jünglingswerke einen höhern Werth zu verleihen. Den ältesten Kindern seiner Muse war Lessing nämlich früh gram geworden. Kaum war die erste Sammlung seiner Schriften abgeschlossen, so war er schon bereit, diese „jugendlichen Vergehungen" zu verwerfen oder, weil er das aus Rücksicht auf so viele freundschaftliche Leser nicht wollte, so viel als möglich zu verbessern. Aus diesem Bestreben ging zuerst 1759 sein Fabelbuch hervor, das nicht allein fast lauter neue Fabeln, sondern auch die dazu gehörigen Abhandlungen enthielt, und als er zwölf Jahre später seine Epigramme und Lieder für den ersten Theil seiner umgearbeiteten Schriften bestimmte, schmückte er diesen mit den zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm. Den Druck des zweiten Theils hat er nicht über die ersten Bogen hinaus gefördert. Dieser Theil sollte unter Andern die gereimten Fabeln und Erzählungen mit einer Geschichte der Aesopischen Fabel enthalten, aber das Manuscript dieser Geschichte ging 1775 mit andern Papieren verloren, und ernstere Aufgaben ver-

hinderten eine neue Ausarbeitung aus den uns erhaltenen Materialien.

Bedeutsamer ist die innere Aehnlichkeit in der Ausführung des Plans unserer zwei Schriftchen. Am Schluß des elften Literaturbriefes hält Lessing dem auf pädagogischem Gebiete dilettirenden Wieland eine kurze Vorlesung über Sokratische Lehrart. „Was that Sokrates anders," sagt er, „als daß er alle wesentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten herauszubringen und endlich auf eben die Weise aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen suchte? — Zu unsern Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der itzigen Methode auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertiefsinnigsten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheinet. Ich will geschwind schließen," setzt der Schalk hinzu; „Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrages fragen." Er wäre eben durch solche Frage nicht in Verlegenheit gesetzt worden; denn er hatte an seiner ersten Fabelabhandlung ein solches Muster schon fertig im Pult. Nach einander werden die älteren Theoretiker ad absurdum geführt, bis die neue Lessing'sche Definition an den Tag gefördert ist und mit ihrer Auffindung alle fraglichen Punkte erledigt sind. Und wie hier mit der Widerlegung der de la Motte, Richer, Breitinger, Batteux Schritt für Schritt die eigene Ansicht entwickelt wird, so in den Anmerkungen über das Epigramm aus der Nachweisung der Schwächen eines Vavassor, Scaliger, Boileau und Batteux; nur daß der jüngere Aufsatz rascher und zierlicher sein Ziel erreicht als der ältere. Kommt er doch aus der Feder des Mannes, der schon im Laokoon das Meisterwerk dieser Art der Darstellung geliefert hatte und nicht mehr, wie in den Fabelabhandlungen, das ganze schwere Geschütz der Wolffischen Philosophie ins Feld führte.

Wenn nun aber Lessing hier und da dasselbe Ziel verfolgte, indem er darauf ausging, jede Dichtungsart scharf abzugrenzen und

von verwandten zu sondern, sie frei von ungehörigem Schmuck, mit dem der französische Geschmack sie behängt hatte, in der einfachen Schönheit hinzustellen, wie das Alterthum sie gekannt hatte: so wirkte doch in beiden Abhandlungen störend ein, daß ihm für die Fabel wie für das Epigramm das rechte classische Vorbild fehlte. Auf der einen Seite konnte er noch nichts von dem einzigen musterhaften Fabeldichter des Alterthums, Babrius, wissen, dessen Andenken erst 17 Jahre später von Tyrwhitt erneuert ist, und dessen dichterische Bedeutung mit richtigem Tact dann schon Herder in seinem lesenswerthen Aufsatz über Bild, Dichtung und Fabel erkannt hat;[1]) er hielt sich, ohne die Ueberlieferung näher zu prüfen, an den Namen des Aesop, welcher, wenn man ihm auch nicht die historische Existenz ganz absprechen will, doch keinenfalls für einen Mann gelten kann, der zu seinem oder Anderer Vergnügen oder im Sinn allgemeiner Tendenzen Fabeln gedichtet hätte; und so entging ihm, daß die Byzantinischen Sammlungen der sogenannten Aesopischen Fabeln nicht ein Strauß frischer, duftender Blumen, sondern ein Herbarium voll ausgepreßter, entfärbter Blätter sind, daß wir in ihnen nicht „die schlichte Kunstlosigkeit und gefällige Einfalt einer kindlichen Darstellung, sondern die kahle Impotenz und Armuth eines kindisch gewordenen Zeitalters" vor uns haben. Auf der andern Seite verführte ihn Unbekanntschaft mit dem ganzen Umfang der griechischen Epigrammenliteratur und persönliche Liebhaberei für den Martial zu einer seinen sonstigen Anschauungen von der antiken Kunst widersprechenden Erhebung des römischen Dichters über die griechischen, und die Folge war hier wie bei der Fabel eine gewisse Einseitigkeit der von unvollkommenem Material abstrahirten Definitionen und der aus diesen gezogenen Schlüsse, die es unmöglich macht, den Resultaten der Untersuchungen unbedingt zuzustimmen.

Lessing's Fabeln und Fabeltheorie haben ebenso entschiedene

1) Zuerst 1787 in der dritten Sammlung der „Zerstreuten Blätter" gedruckt.

Gegner als Bewunderer gefunden. Es würde zu weit führen, wenn wir auf die Stimmen der Zeitgenossen ausführlicher eingehen wollten. Ueber den gröbsten Angriff, zu welchem sich Bodmer hinreißen ließ, der, ohne Ahnung von der geistigen Ueberlegenheit seines Gegners, ihn wie einen thörichten Schulknaben zurechtsetzen zu können wähnte, hat Lessing selbst im 127. Literaturbriefe zu Gericht gesessen. Zahmer ist die Recension in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (VII. 1. 32—55) gehalten; sie bezweckt eine Vertheidigung der Gellert'schen Manier, ohne darum die knappere Lessing's zu verwerfen, und macht gegen Einzelheiten der Abhandlungen verschiedene nicht ungegründete Einwendungen, wenn sie auch nicht versteht mit Lessingischer Schärfe zu streiten. So hat z. B. dieser Recensent schon richtig erkannt, Lessing's Bekämpfung des Ausdrucks Allegorie bei den französischen Theoretikern laufe auf einen Wortstreit hinaus, die Widerlegung des Aristotelischen Ausspruchs über die Beweiskraft der historischen Exempel sei mißglückt, die Geschichte des alten Wolfs in sieben Fabeln sei nicht das vom Dichter beabsichtigte Epos u. dgl. Daß damals Lessing's Fabeln nur dem Widerspruch begegneten, war natürlich; er hatte aufgeräumt mit den in der Praxis und Theorie geltenden Vorstellungen, er hatte schonungslos die schweizerische Lehre von der Fabel und die französischen Muster der Gellert'schen Fabeldichtung verdammt; was konnte ihm anders begegnen, als daß man auf beiden Seiten sich seiner Haut wehrte? Aber das ist seltsam, daß noch heute den unbedingten Anhängern der Lessing'schen Praxis unversöhnliche Verurtheiler gegenüberstehen. Jene folgen Gervinus, diese Jacob Grimm. Gervinus meint, Lessing habe gesucht, der Fabel den ihr gebührenden naiven und allgemeinen Charakter wiederzugeben, so weit das seine satirische Ader erlaubte; mit ächtem und strengem Geschmack habe er die schlichte Fabel des Aesop vertheidigt; bessere Fabeln als die bessern unter den seinen seien in unserer Zeit schwerlich zu machen (Geschichte der deutschen Dichtung, IV. S. 18, 381, 118). Dagegen hatte Grimm (Reinhart Fuchs,

S. XVIII) behauptet: „Zu der alten Thierfabel können die Apologe, die Lessing selbst gedichtet, sich nicht anders verhalten als ein Epigramm in scharfzielender Gedrungenheit zu der milden und sinnlichen, von dem Geiste des Ganzen eingegebenen Dichtung des Alterthums. Das naive Element geht den Lessing'schen Fabeln ab bis auf die leiseste Ahnung. Zwar behaupten seine Thiere den natürlichen Charakter, aber was sie thun, interessirt nicht mehr an sich, sondern durch die Spannung auf die erwartete Moral. Kürze ist ihm die Seele der Fabel, und es soll in jeder nur ein sittlicher Begriff anschaulich gemacht werden; man darf umgekehrt behaupten, daß die Kürze der Tod der Fabel ist und ihren sinnlichen Gehalt vernichtet." Und Hertzberg in seiner geistvollen Abhandlung über den Begriff der Fabel und ihre historische Entwickelung bei den Griechen (hinter seiner Uebersetzung des Babrius, Halle 1846) nennt die Lessing'schen Fabeln „fast körperlose, geistreiche Discurse, in welchen die Thiere des Waldes und der Wüste ebenso gebildet, ebenso fein und witzig stacheln und repliciren, wie der große Kritiker, welcher sie schuf." Von Grimm's Urtheil ist zunächst abzuziehen, was hervorgeht aus seiner Ansicht von der uralten, den indogermanischen Völkern gemeinsamen Thiersage und aus seiner ungehörigen Vermischung von Thierepos und Thierfabel, in welcher die Schwäche seines sonst nicht hoch genug zu schätzenden Werks besteht. In der Fabel haben wir nicht das entartete Kind der Thiersage, sondern eine selbständige, gleichberechtigte Dichtungsform, die freilich nicht reine Poesie, aber doch sicher Poesie ist. Aber das Wort Grimm's bleibt wahr, daß Lessing's Fabeln keine Spur von der Naivetät haben, die der Dichter ihnen doch geben zu können meinte. Nur wäre erst zu erweisen, daß ihnen darum das Recht auf den Namen von Fabeln abzusprechen sei. Die Fabel des Alterthums wie die mittelalterliche hat stofflich unleugbare Beziehungen zu den Thiermärchen, die ihre Entstehung blos der Freude an dem Leben der Thiere und ihrer Heimlichkeit verdankten. Epische Dichtungen, die aus der liebevollen Betrachtung der Natur-

wesen entsprossen sind, finden wir bei den Völkern des Orients, vornehmlich bei den Indern; ein einzelnes köstliches Beispiel aus der griechischen Literatur bietet Babrius' Fabel vom kranken Löwen (Nr. 95),[1]) und in höchster Ausbildung hat das nordwestliche Europa sie im Mittelalter hervorgebracht. Sie alle tragen in ihrer ursprünglichen Form den Charakter der Volkspoesie. Da ist nichts künstlich zurechtgelegt, keine satirische Nebenbeziehung eingeflochten, keine Absicht zu lehren erkennbar: da ist nur die reine Naturanschauung, bei jedem einzelnen Volke zunächst unabhängig von den Anschauungen anderer Nationen an den Thieren der Heimath geübt, aber später vielfach bereichert durch Assimilation der aus dem Ausland eingeführten Stoffe.[2]) Je mehr sich die Fabel inhaltlich an ältere Thiermärchen anschloß, desto mehr erborgte sie mit dem Stoff der Erzählung den naiven Ton des Vortrags, der jene Volksdichtungen aus dem höchsten Alterthum so reizend kleidet. Ist damit aber ein Gesetz gegeben, daß für ewige Zeiten alle Fabeldichtung diesen naiven Ton haben müßte? Grimm war von seinem Standpunkt aus zu solcher Forderung berechtigt. Ist die Aesopische Fabel weiter nichts als eine Verdünnung der älteren epischen Fabel, so muß diejenige die erträglichste sein, welche wenigstens in der Art ihrer Erzählung die Weise ihrer Mutter bewahrt. Ist sie aber vielmehr ein Kind der Reflexion, ist sie die älteste Kunstdichtung, die wir kennen, so wird ihr Vortrag durchaus abhängig sein von dem geistigen Niveau Derjenigen, für deren Ohr sie bestimmt ist. Der Dichter und der Redner, die, wie es im alten Griechenland nachweislich gebräuchlich war, mit Hülfe der Fabel das Verständniß irgend eines concreten Falles öffnen wollten, behielten den

---

1) Nicht die von Grimm angezogene Batrachomyomachie, deren ganzes Wesen in der Parodirung des ernsten Epos aufgeht.

2) Ich kann nicht umhin, trotz Bernhardy's Widerspruch (Grundriß der griech. Lit., II. 2. 791), das Verhältniß des Fuchses zum Löwen in der griechischen und deutschen Fabel von den indischen Schakalmärchen beeinflußt zu denken, die auf der wirklichen Anschauung von einem Dienstverhältniß des Schakals zum Thierkönig beruhen. Ausführlichere Nachricht giebt der treffliche Aufsatz von Otto Keller „Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Fabel" (Jahrbücher für classische Philologie, Suppl.-Bd. IV. S. 309—418.)

volksthümlichen Ton bei, der seine Wirkung auf einen gemischten Hörerkreis nicht verfehlte. Aber diese Fabel ist dann auch nichts weiter als eine Milchspeise für kindliche oder kindische Gemüther. Der von stärkerem Gewürz überreizte Gaumen des Mannes verlangt eine feinere Fabel, in der das Thier als Philosoph raisonnirt, und Lessing hat die seinigen so gewürzt. Die naive Fabel ist nur unter den einfachsten Lebensverhältnissen möglich: mit ihr reicht der Dichter des Alterthums dem Mächtigen eine Lehre, die er unverblümt zu sagen sich scheuen würde; mit ihr lenkt der Volksredner klug die Köpfe einer berathenden Volksmenge; mit ihr lehren wir noch heutzutage unsern Kindern, wie es in der Welt aussieht, und wie sie sich vor Schaden bewahren können. Lessing aber dichtet seine Fabeln in einer Zeit, die sich möglichst weit vom Einfachnatürlichen entfernt hatte, nicht für Kinder, sondern für Männer. So schlicht ihre Form, so überfein ist bei den meisten die Moral, entzückend für den Gebildeten, der sie zu finden versteht, verloren für den großen Haufen, dem die breit angeflickte Lehre einer Gellert'schen Fabel eben noch zugänglich ist. Lessing's Fabeln sind nie populär geworden, sie waren Caviar für das Volk, aber sie sind eine köstliche Bereicherung des Fabelschatzes, weil sie noch dem Manne erlauben, sich an der Art von Dichtungen zu freuen, die ihn als Kind ergetzte. Sie sind zwar nicht, wofür er selbst sie ausgiebt, einfältige Nachahmungen des alten Aesop und ausschließlich mustergültige Vertreter ihrer Art, aber sie haben keinen schlechteren Anspruch darauf, für voll angesehen zu werden, als die zu größerer epischer Breite ausgesponnenen eines kindlichen Zeitalters; wie wir auf der andern Seite nicht anstehen, der Form Lafontaine's und Gellert's — abgesehen von einzelnen Geschmacklosigkeiten — ihre Berechtigung zu lassen, weil sie für die Bildungsstufe des Publicums, das sie im Auge hatten, die wirksamste war.

Es ist der Fabel eben ergangen wie gewissen Gattungen der musikalischen Production, von denen doch vor Erfindung der

Zukunftsmusik noch Keiner behauptet hat, daß die Behandlungsart des einen Meisters die allein richtige und alles Andere ausschließende sei. Nur das Eine ist zu fordern, daß das Wesen der Gattung nicht gestört werde, und hierin ist mit Lessing allerdings in einer Beziehung zu rechten. Es ist schon von Hertzberg (a. a. O. S. 94) hervorgehoben, daß Lessing's Definition der Fabel alle Parabeln mitumfaßt. Wo nämlich Lessing einen Unterschied zwischen Fabel und Parabel zu machen versucht, da ist nur von der Parabel als rhetorischer Figur die Rede, von dem Gleichniß, das noch nicht die Form der Erzählung bekommen hat. Die Dichtungen aber, die wir Parabeln zu nennen pflegen, entsprechen ohne Zweifel der von Lessing für die Fabel aufgestellten Definition. Lessing konnte sich freilich dabei auf das Beispiel des Alterthums berufen, dessen Dichter und Rhetoren den Unterschied auch nicht festgehalten, sondern jede Erzählung mit gnomischer Richtung den Fabeln angereiht haben, wenn sie auch mit den Benennungen Aesopische Schwänke und sybaritische Fabeln darauf hinzudeuten scheinen, daß sie ein Bewußtsein von der innern Verschiedenheit der Dichtungen hatten, die unter dem gemeinsamen Namen der Aesopischen Fabeln überliefert wurden. Darin hat Grimm entschieden Recht, daß Lessing die Kenntniß der altdeutschen Fabel und umfassendere historische Studien abgehen, und daß ihm eben darum verborgen geblieben ist, wie die Fabel einzig und allein durch das Ausspinnen der Eigenschaften belebter und unbelebter Naturwesen zu tieferen Beziehungen, durch eine Vergeistigung der vernunftlosen Natur entstehe. Die Naturwesen, besonders die Thiere, mit ihrem einfachen und unwandelbaren Naturell sind nicht blos brauchbare Träger der Fabel, wie Lessing meint, sondern die ursprünglichen und charakteristischen. „Der Erste, welcher die unbeseelte Welt in einer einzelnen Erscheinung mit der moralischen Welt verglich und die Maximen der letzteren in der ersteren erkannte, war der eigentliche Erfinder der Fabel,“ sagt Jacobs, und jede Blüthezeit der Fabeldichtung liefert die Beweise für die Richtig-

keit seines Wortes. So weit theilen wir durchaus die Ansicht Hertzberg's, der in scharfsinniger Weise die Entwickelung der alten unselbständigen griechischen Fabel, die nur Glied eines größeren poetischen oder oratorischen Ganzen war, dargestellt hat. Aber seine weitere Polemik gegen Lessing können wir nicht unterschreiben. Es ist nicht wahr, daß Lessing für seine eignen Productionen jedem Lob schöpferischer Phantasie entsagt hat. Der Vorwurf könnte höchstens die Fabeln des zweiten Buches treffen, die der Dichter selbst in seiner letzten Abhandlung als Beispiele für eine besondere Art, die alten Fabeln zu behandeln, hingestellt hat. Und vielleicht steckt schon in dieser Umdichtung bekannter Fabeln doch noch mehr Schöpferkraft als in dem bloßen malerischen Detail, mit dem Andere den überlieferten Fabelstoff aufgeputzt haben; wie viel mehr ist die Fiction einer Geschichte völlig ausreichend, um der Fabel ihre poetische Natur zu erhalten! Hertzberg meint, Lessing habe nicht undeutlich zu erkennen gegeben, daß er die Fabel aus dem Gebiet der Poesie, in das erst die Neuern sie aus der Philosophie und Rhetorik herübergeholt, wieder ausscheiden wolle, und wundert sich beinahe, daß er diesen Gedanken nirgend weiter ausgeführt habe. Das konnte aber Lessing unmöglich ausführen, weil das gar nicht seine Absicht war. Andere Fabeldichter sind zu der Verirrung gekommen, ihre Dichtungen zu Lehrerinnen moralischer Pflichten zu machen. Dann ist freilich die Poesie zerstört, denn

„Der Muse Spiel soll nicht die Pflichten lehren,
Der Dichtkunst Stolz verschmäht entlehnte Flügel.
Ist nur ein reiner Sinn des Lebens Spiegel,
So wird von selbst die Dichtkunst Gutes ehren."

Von solcher hausbackenen Ansicht seiner Zeitgenossen ist aber Lessing auch weit entfernt. Wenn er von einem allgemeinen moralischen Satze redet, den man in der Fabel anschauend erkennen solle, so versteht er darunter nicht eine Lehre der Sittlichkeit, sondern eine

praktische Lebenswahrheit, einen Aufschluß über menschliche Verhältnisse, in dem Sinn, wie ein mittelalterlicher Dichter seinen Fabeln den Titel Die Welt gegeben hat. Das Mißverständniß findet sich schon bei Herder, der Lessing mit der an sich richtigen Behauptung zu bekämpfen meint, daß viele der schönsten Fabeln gerade die unsittlichsten und verderblichsten Maximen enthielten.

Es sei gestattet, zur Ergänzung der Fabelsammlung im ersten Theile unserer Ausgabe hier eine unterdrückte Fabel Lessing's nachzutragen, welche Dr. Perschmann aus der Manuscriptensammlung der Gleim'schen Familienstiftung in Halberstadt mitgetheilt hat,[1]) und deren Aechtheit durch Gleim selbst beglaubigt ist. Neben der 30., 7., 19., 6. des ersten, der 3. und 4. des dritten und der 8., 2. und 5. des ersten Buchs findet sich daselbst von Lessing's Hand:

„Der Naturalist.

„Ein Mann, der das Namenregister der Natur vollkommen inne hatte, jede Pflanze und jedes dieser Pflanze eigene Insect zu nennen und auf mehr als eine Art zu nennen wußte, der den ganzen Tag Steine auflas, Schmetterlingen nachlief und seine Beute mit einer recht gelehrten Unempfindlichkeit spießte, so ein Mann, ein Naturalist — — (sie hören es gern, wenn man sie Naturforscher nennt) durchjagte den Wald und verweilte sich endlich bei einem Ameisenhaufen. Er fing an darin zu wühlen, durchsuchte ihren eingesammelten Vorrath, betrachtete ihre Eier, deren er einige unter seine Mikroskope legte, und richtete mit einem Worte in diesem Staate der Emsigkeit und Vorsicht keine geringe Verwüstung an.

„Unterdessen wagte es eine Ameise ihn anzureden: „Bist Du nicht etwa gar," sprach sie, „einer von den Faulen, die Salomo

1) Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik von Fleckeisen und Masius, Bd. 104, S. 39 f.

zu uns schickt, daß sie unsere Weise sehen und von uns Fleiß und Arbeit lernen sollen?“

„Die alberne Ameise; einen Naturalisten für einen Faulen anzusehen!“

Um endlich noch mit einem Worte auf die Anmerkungen über das Epigramm zurückzukommen, so ist schon oben auf die einseitige Bevorzugung des Martial hingewiesen, die sogar zu einer nicht stichhaltigen Rettung des Dichters in Bezug auf seinen Charakter und sein Privatleben geführt hat. Die griechischen Epigramme, deren poetischen Werth Lessing nicht genug gewürdigt hat, haben den beredtesten Vertheidiger an Herder gefunden, dessen Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm in der ersten und zweiten Sammlung seiner Zerstreuten Blätter die werthvollste Ergänzung zu Lessing's Arbeit bilden.

Vorrede

und

Abhandlungen

zu Lessing's

Fabeln.[1])

---

1) Aus „Gotthold Ephraim Lessings Fabeln. Drey Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts. Berlin, bey Christian Friedrich Voß. 1759" (Zweite Auflage 1777.) — Die Fabeln selbst sind bereits im ersten Theil unserer Ausgabe abgedruckt.

Vorrede.

Ich warf vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf meine Schriften.[1]) Ich hatte ihrer lange genug vergessen, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Ich fand, daß man noch lange nicht so viel Böses davon gesagt habe, als man wohl sagen könnte, und beschloß in dem ersten Unwillen, sie ganz zu verwerfen.

Viel Ueberwindung hätte mich die Ausführung dieses Entschlusses gewiß nicht gekostet. Ich hatte meine Schriften nie der Mühe werth geachtet, sie gegen irgend Jemanden zu vertheidigen, so ein leichtes und gutes Spiel mir auch oft der allzu elende Angriff Dieser und Jener würde gemacht haben.[2]) Dazu kam noch das Gefühl, daß ich itzt meine jugendlichen Vergehungen durch bessere Dinge gut machen und endlich wohl gar in Vergessenheit bringen könnte.

Doch indem fielen mir so viel freundschaftliche Leser ein. — Soll ich selbst Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann, ihren Beifall an etwas ganz Unwürdiges verschwendet zu haben? Ihre nachsichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet und sie verdienet, daß ich mich bestrebe, sie, wenigstens nach der Hand, Recht haben zu lassen; daß ich so viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften so glücklich hineinlege, daß sie es im Voraus darin bemerkt zu haben scheinen können. — Und so nahm ich mir vor, was ich erst verwerfen wollte, lieber so viel als möglich zu verbessern. — Welche Arbeit! —

---

1) Berlin 1753—1755. 6 Bände 12. — A. d. H.

2) Wie der von Dusch gegen „Miß Sara Sampson" in seinen „Vermischten kritischen und satirischen Schriften", Altona 1758. — A. d. H.

2*

Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle, und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die grade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus von den Neuern für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen so sehr verlassen werde. Ich hatte eine Menge Versuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. — Kurz, ich glaubte mich in diesem Fache so reich, daß ich vors Erste meinen Fabeln mit leichter Mühe eine neue Gestalt geben könnte.

Ich griff zum Werke. — Wie sehr ich mich aber wegen der leichten Mühe geirret hatte, das weiß ich selbst am Besten. Anmerkungen, die man während dem Studiren macht und nur aus Mißtrauen in sein Gedächtniß auf das Papier wirft; Gedanken, die man sich nur zu haben begnügt, ohne ihnen durch den Ausdruck die nöthige Präcision zu geben; Versuchen, die man nur zu seiner Uebung waget, — — fehlet noch sehr viel zu einem Buche. Was nun endlich für eines daraus geworden, — hier ist es!

Man wird nicht mehr als sechse von meinen alten Fabeln darin finden, die sechs prosaischen nämlich, die mir der Erhaltung am Wenigsten unwerth schienen.[1]) Die übrigen gereimten mögen auf eine andere Stelle warten. Wenn es nicht gar zu sonderbar gelassen hätte, so würde ich sie in Prosa aufgelöset haben.

Ohne übrigens eigentlich den Gesichtspunkt, aus welchem ich am Liebsten betrachtet zu sein wünschte, vorzuschreiben, ersuche ich blos meinen Leser, die Fabeln nicht ohne die Abhandlungen zu beurtheilen. Denn ob ich gleich weder diese jenen, noch jene diesen zum Besten geschrieben habe, so entlehnen doch beide als Dinge, die zu einer Zeit in einem Kopfe entsprungen, allzu viel von einander, als daß sie einzeln und abgesondert noch eben dieselben bleiben könnten. Sollte er auch schon dabei entdecken, daß meine Regeln mit meiner Ausübung nicht allezeit übereinstimmen, was ist es mehr? Er weiß von

1) Vielmehr sieben, nämlich die 14., 17. u. 29. des ersten, die 7., 8. u. 10. des zweiten und die 15. des dritten Buchs. Weggelassen sind: „Der Riese", „Der Falke", „Damon und Theodor" (Th. I. S. 227 u. 228 uns. Ausg.), und dreizehn gereimte Fabeln und Erzählungen. — A. d. H.

selbst, daß das Genie seinen Eigensinn hat, daß es den Regeln selten mit Vorsatz folget, und daß diese seine wollüstigen Auswüchse zwar **beschneiden**, aber nicht **hemmen** sollen. Er prüfe also in den Fabeln **seinen** Geschmack, und in den Abhandlungen **meine** Gründe. —

Ich wäre Willens, mit allen übrigen Abtheilungen meiner Schriften nach und nach auf gleiche Weise zu verfahren. An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, den unnützen Abgang dabei zu ersetzen. Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieses **Aber** gehöret in keine Vorrede, und das Publicum danket es selten einem Schriftsteller, wenn er es auch in solchen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen gedenkt. — So lange der Virtuose Anschläge fasset, Ideen sammlet, wählet, ordnet, in Plane vertheilet: so lange genießt er die sich selbst belohnenden Wollüste der Empfängniß. Aber sobald er einen Schritt weiter gehet und Hand anleget, seine Schöpfung auch außer sich darzustellen: sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten ohne alle Aufmunterung unterziehet. —

Eine Vorrede sollte nichts enthalten als die Geschichte des Buchs. Die Geschichte des meinigen war bald erzählt, und ich müßte hier schließen. Allein da ich die Gelegenheit, mit meinen Lesern zu sprechen, so selten ergreife, so erlaube man mir, sie einmal zu mißbrauchen. — Ich bin gezwungen, mich über einen bekannten Scribenten zu beklagen. Herr **Dusch** hat mich durch seine bevollmächtigte Freunde seit geraumer Zeit auf eine sehr nichtswürdige Art mißhandeln lassen.[1]) Ich meine mich, den Menschen; denn daß es seiner siegreichen Kritik gefallen hat, mich, den Schriftsteller, in die Pfanne zu hauen, das würde ich mit keinem Worte rügen. Die Ursache seiner Erbitterung sind verschiedene Kritiken, die man in der **Bibliothek der schönen Wissenschaften** und in den **Briefen, die neueste Literatur betreffend**, über seine Werke gemacht hat und **er** auf meine Rechnung schreibet. Ich habe ihn schon öffentlich von dem Gegentheile versichern lassen, die Verfasser der Bibliothek sind auch nunmehr genugsam bekannt;[2]) und wenn diese, wie er selbst

1) Vornehmlich in seinen „Briefen an Freunde und Freundinnen, über verschiedene kritische, freundschaftliche und andere vermischte Materien"; vgl. unsere Ausgabe Th. IX. S. 107, Anm. 1, und S. 259, Anm. 3. — A. d. H.

2) Bibl. der sch. W., IV. 1. S. 536: „Zugleich können wir uns auch nicht entbrechen, hier die Erklärung bekannt zu machen, welche uns Herr **Lessing** zukommen lassen, daß er nämlich „niemals ein Gedicht des Herrn **Dusch** beurtheilet habe und

behauptet, zugleich die Verfasser der Briefe sind, so kann ich gar nicht begreifen, warum er seinen Zorn an mir ausläßt. Vielleicht aber muß ein ehrlicher Mann wie er, wenn es ihn nicht tödten soll, sich seiner Galle gegen einen Unschuldigen entladen; und in diesem Falle stehe ich seiner Kunstrichterei und dem Aberwitze seiner Freunde und seiner Freundinnen gar gern noch ferner zu Diensten und widerrufe meine Klage.

---

auch niemals eines zu beurtheilen gedenke."" Daß Nicolai und Mendelssohn die Recensenten der Bibliothek gewesen, ist schon im Vorbericht zum 2. Stück des 4. Bandes angedeutet; der Anhang zum 3. und 4. Bande brachte die vollständige Lösung der Chiffern unter den einzelnen Aufsätzen (A. C. J. L. und N.=Nicolai, E. M. und S.=Mendelssohn). — A. d. H.

Abhandlungen.

Inhalt.

I. Von dem Wesen der Fabel.

II. Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

III. Von der Eintheilung der Fabeln.

IV. Von dem Vortrage der Fabeln.

V. Von einem besondern Nutzen der Fabel in den Schulen.

I.

Von dem Wesen der Fabel.

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopöe, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopöe, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Aesopische Fabel. Auch diese ist eine Erdichtung, eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielet.

Man erlaube mir, gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die sich eine gewisse Eintheilung der Aesopischen Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir so bekannt nicht scheinet, daß ich sie auf gut Glück bei meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern blos an diese oder jene allgemeine Wahrheit bei Verfertigung der ihrigen gedacht. Diese begnügten sich folglich, die allgemeine Wahrheit durch die erdichtete Geschichte ihrer Fabel erläutert zu haben, wenn Jener noch über dieses die Aehnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen und zeigen mußte, daß aus beiden, sowohl aus der erdichteten Geschichte als dem wirklichen Vorfalle, sich eben dieselbe Wahrheit bereits ergebe oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entspringt die Eintheilung in einfache und zusammengesetzte Fabeln.

Einfach ist die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derselben blos irgend eine allgemeine Wahrheit folgern lasse. — „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß sie nur ein Junges zur Welt brächte. Ja, sprach sie, nur eines, aber einen Löwen.“ *) — Die Wahrheit, welche in dieser Fabel liegt, ὅτι το καλον οὐκ ἐν πληθει, ἀλλ' ἀρετῃ, leuchtet sogleich in die Augen, und die Fabel ist einfach, wenn ich es bei dem Ausdrucke dieses allgemeinen Satzes bewenden lasse.

Zusammengesetzt hingegen ist die Fabel, wenn die Wahrheit, die sie uns anschauend zu erkennen giebt, auf einen wirklich geschehenen oder doch als wirklich geschehen angenommenen Fall weiter angewendet wird. — „Ich mache, sprach ein höhnischer Reimer zu dem Dichter, in einem Jahre sieben Trauerspiele, aber Du? In sieben Jahren eines! — Recht, nur eines! versetzte der Dichter, aber eine Athalie!“ — Man mache dieses zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zusammengesetzt. Denn sie bestehet nunmehr gleichsam aus zwei Fabeln, aus zwei einzeln Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit eben desselben Lehrsatzes bestätiget finde.

Diese Eintheilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Fabeln selbst, sondern blos auf der verschiednen Bearbeitung derselben. Und aus dem Exempel schon hat man es ersehen, daß eben dieselbe Fabel bald einfach, bald zusammengesetzt sein kann. Bei dem Phädrus ist die Fabel von dem kreißenden Berge eine einfache Fabel.

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris extricas nihil.[1])

Ein Jeder ohne Unterschied, der große und fürchterliche Anstalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht; der sehr weit ausholt, um einen sehr kleinen Sprung zu thun; jeder Prahler, jeder vielversprechende Thor, von allen möglichen Arten, siehet hier sein Bild! Bei unserm Hagedorn[2]) aber wird eben dieselbe Fabel

*) Fabul. Aesop. 216 edit. Hauptmannianae. — [Halm, Nr. 240. Da die Hauptmann'sche Ausgabe, welche Leipzig 1741 erschien, nicht mehr überall zu finden ist, sind allen Citaten aus derselben die Halm'schen Nummern hinzugefügt worden. — A. d. H.]

1) Phaedrus, IV. 22. — A. d. H.
2) Poetische Werke, Hamburg 1800. II. 73. — A. d. H.

zu einer zusammengesetzten Fabel, indem er einen gebärenden schlechten Poeten zu dem besondern Gegenbilde des kreißenden Berges macht.

„Ihr Götter, rettet! Menschen, flieht!
Ein schwangrer Berg beginnt zu kreißen
Und wird itzt, eh man sich's versieht,
Mit Sand und Schollen um sich schmeißen ꝛc.

— — — — — — —

„Suffenus schwitzt und lärmt und schäumt,
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er stampft, er knirscht; warum? Er reimt
Und will itzt den Homer beschämen ꝛc.

— — — — — — —

„Allein gebt Acht, was kömmt heraus?
Hier ein Sonnett, dort eine Maus."

Diese Eintheilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachten, ohngeachtet ihres mannichfaltigen Nutzens in der richtigern Bestimmung verschiedener Regeln, diese Eintheilung, sage ich, vorausgesetzt, will ich mich auf den Weg machen. Es ist kein unbetretener Weg. Ich sehe eine Menge Fußtapfen vor mir, die ich zum Theil untersuchen muß, wenn ich überall sichere Tritte zu thun gedenke. Und in dieser Absicht will ich sogleich die vornehmsten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte.[1])

Dieser Mann, welcher nicht sowohl ein großes poetisches Genie als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der sich an Mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre.*)

Als sich der Sohn des stolzen Tarquinius bei den Gabiern nunmehr festgesetzt hatte, schickte er heimlich einen Boten an seinen Vater und ließ ihn fragen, was er weiter thun

*) La Fable est une instruction déguisée sous l'allégorie d'une action. *Discours sur la fable.*

1) Antoine Houdar de la Motte (1672—1731). Seine „Fables nouvelles" waren Paris 1719 erschienen. — A. d. H.

solle. Der König, als der Bote zu ihm kam, befand sich eben auf dem Felde, hub seinen Stab auf, schlug den höchsten Mohnstengeln die Häupter ab und sprach zu dem Boten: „Geh und erzähle meinem Sohne, was ich itzt gethan habe!“ Der Sohn verstand den stummen Befehl des Vaters und ließ die Vornehmsten der Gabier hinrichten.*) — Hier ist eine allegorische Handlung, hier ist eine unter die Allegorie dieser Handlung versteckte Lehre; aber ist hier eine Fabel? Kann man sagen, daß Tarquinius seine Meinung dem Sohne durch eine Fabel habe wissen lassen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der seinen uneinigen Söhnen die Vortheile der Eintracht an einem Bündel Ruthen zeigte, das sich nicht anders als stückweise zerbrechen lasse, machte der eine Fabel?**)

Aber wenn eben derselbe Vater seinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, so lange sie einig waren, den Löwen von sich abhielten, und wie bald sie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter sie kam und jeder sich seine eigene Weide suchte,***) alsdenn hätte doch der Vater seinen Söhnen ihr Bestes in einer Fabel gezeigt? Die Sache ist klar.

Folglich ist es ebenso klar, daß die Fabel nicht blos eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung sein kann. Und dieses ist das Erste, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit seiner Allegorie? — Ein so fremdes Wort, womit nur Wenige einen bestimmten Begriff verbinden, sollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt sein. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an seiner Stelle stünde? wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an sich selbst allegorisch sei? und wenn sie es höchstens unter gewissen Umständen nur werden könnte?

Quintilian lehret: „Ἀλληγορια, quam inversionem interpretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium:“†) Die Allegorie sagt das nicht, was sie nach den Worten zu sagen scheinet, sondern etwas Anders. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieses etwas Andere auf etwas Anderes Aehnliches einzuschränken sei, weil

*) Florus, lib. I. cap. 7.
**) Fab. Aesop. 171. [Halm 103. — A. d. H.]
***) Fab. Aesop. 297. [Halm 394. — A. d. H.]
†) Quintilianus, lib. VIII. cap. 6.

sonst auch jede Ironie eine Allegorie sein würde.*) Die letztern Worte des Quintilian's, „ac etiam interim contrarium“, sind ihnen hierin zwar offenbar zuwider, aber es mag sein.

Die Allegorie sagt also nicht, was sie den Worten nach zu sagen scheinet, sondern etwas Aehnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn sie allegorisch sein soll, muß das auch nicht sagen, was sie zu sagen scheinet, sondern nur etwas Aehnliches?

Wir wollen sehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigern.“ Das ist ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eines immer stärker ist als das andere, die sich also nach der Folge ihrer verschiednen Stärke unter einander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und gern den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will also auch hier anstatt dieser Reihe von unbestimmten Dingen eine Reihe bestimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geschichte eine Reihe von Staaten oder Königen suchen; aber wie Viele sind in der Geschichte so bewandert, daß sie, sobald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, sich der Verhältnisse, in welchen sie gegen einander an Größe und Macht gestanden, erinnern können? Ich würde meinen Satz nur Wenigen faßlicher gemacht haben, und ich möchte ihn gern Allen so faßlich als möglich machen. Ich falle auf die Thiere; und warum sollte ich nicht eine Reihe von Thieren wählen dürfen, besonders wenn es allgemein bekannte Thiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf — Wir kennen diese Thiere; wir dürfen sie nur nennen hören, um sogleich zu wissen, welches das stärkere oder das schwächere ist. Nunmehr heißt mein Satz: Der Marder frißt den Auerhahn, der Fuchs den Marder, den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also: Er fraß. Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden!

„Ein Marder fraß den Auerhahn,
Den Marder würgt' ein Fuchs, den Fuchs des Wolfes Zahn.“**)

*) Allegoria dicitur, quia *ἀλλο μεν ἀγορευει, ἀλλο δε νοει*. Et istud *ἀλλο* restringi debet ad aliud simile, alias etiam omnis ironia allegoria esset. *Vossius, Inst. Orat. libr. III.* [Diese Stelle, welche bei Vossius a. a. O. IV. 193 f. zu finden ist, hat L. nicht wörtlich citirt. — A. d. H.]

**) Von Hagedorn; Fabeln und Erzählungen, Erstes Buch. S. 77. — [Poetische Werke, Hamburg 1800. II. 59. — A. d. H.]

Was kann ich nun sagen, daß in dieser Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn der Schwächste, der Marder der Schwache, der Fuchs der Starke, der Wolf der Stärkste. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächsten, der Marder mit dem Schwachen u. s. w. hier Aehnliches? Aehnliches! Gleichet hier blos der Fuchs dem Starken und der Wolf dem Stärksten, oder ist Jener hier der Starke, sowie Dieser der Stärkste? Er ist es. — Kurz, es heißt, die Worte auf eine kindische Art mißbrauchen, wenn man sagt, daß das Besondere mit seinem Allgemeinen, das Einzelne mit seiner Art, die Art mit ihrem Geschlechte eine Aehnlichkeit habe. Ist dieser Windhund einem Windhunde überhaupt und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet sich nun aber unter den bestimmten Subjecten der Fabel und den allgemeinen Subjecten ihres Satzes keine Aehnlichkeit, so kann auch keine Allegorie unter ihnen statthaben. Und das Nämliche läßt sich auf die nämliche Art von den beiderseitigen Prädicaten erweisen.

Vielleicht aber meinet Jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Aehnlichkeit zwischen den bestimmten Subjecten oder Prädicaten der Fabel und den allgemeinen Subjecten oder Prädicaten des Satzes, sondern auf der Aehnlichkeit der Arten, wie ich eben dieselbe Wahrheit itzt durch die Bilder der Fabel und itzt vermittelst der Worte des Satzes erkenne, beruhe. Doch das ist so viel als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntniß in Betrachtung, und wollte man blos wegen der anschauenden Erkenntniß, die ich vermittelst der Handlung der Fabel von dieser oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegorisch nennen, so würde in allen Fabeln eben dieselbe Allegorie sein, welches doch Niemand sagen will, der mit diesem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer so klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich fasse daher Alles zusammen und sage: Die Fabel als eine einfache Fabel kann unmöglich allegorisch sein.

Man erinnere sich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zusammengesetzte werden kann. Wie, wenn sie alsdenn allegorisch würde? Und so ist es. Denn in der zusammengesetzten Fabel wird ein Besonderes gegen das andre gehalten; zwischen zwei oder mehr Besondern, die unter eben demselben Allgemeinen begriffen sind, ist die Aehnlichkeit unwidersprechlich, und die

Allegorie kann folglich stattfinden. Nur muß man nicht sagen, daß die Allegorie zwischen der Fabel und dem moralischen Satze sich befinde. Sie befindet sich zwischen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, insofern sich aus beiden eben dieselbe Wahrheit ergiebt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das sich von dem Manne den Zaum anlegen ließ und ihn auf seinen Rücken nahm, damit er ihm nur in seiner Rache, die es an dem Hirsche nehmen wollte, behülflich wäre, diese Fabel, sage ich, ist sofern nicht allegorisch, als ich mit dem Phädrus*) blos die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius laedi, quam dedi alteri.

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher sie ihr Erfinder Stesichorus erzählte, ward sie es. Er erzählte sie nämlich, als die Himerenser den Phalaris zum obersten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten und ihm noch dazu eine Leibwache geben wollten. „O Ihr Himerenser,“ rief er, „die Ihr so fest entschlossen seid, Euch an Euren Feinden zu rächen, nehmet Euch wohl in Acht, oder es wird Euch wie diesem Pferde ergehen! Den Zaum habt Ihr Euch bereits anlegen lassen, indem Ihr den Phalaris zu Eurem Heerführer mit unumschränkter Gewalt ernannt. Wollt Ihr ihm nun gar eine Leibwache geben, wollt Ihr ihn aufsitzen lassen, so ist es vollends um Eure Freiheit gethan.“**) — Alles wird hier allegorisch, aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd hier nicht auf jeden Beleidigten, sondern auf die beleidigten Himerenser, der Hirsch nicht auf jeden Beleidiger, sondern auf die Feinde der Himerenser, der Mann nicht auf jeden listigen Unterdrücker, sondern auf den Phalaris, die Anlegung des Zaums nicht auf jeden ersten Eingriff in die Rechte der Freiheit, sondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumschränkten Heerführer, und das Aufsitzen endlich nicht auf jeden letzten tödtlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, sondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus Alledem? Dieses: Da die Fabel nur alsdenn allegorisch wird, wenn ich dem erdichteten einzeln Falle, den sie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der sich wirklich zu-

*) Lib. IV. fab. 4.
**) Aristoteles, Rhetor. lib. II. cap. 20.

getragen hat, entgegenstelle; da sie es nicht an und für sich selbst ist, insofern sie eine allgemeine moralische Lehre enthält: so gehöret das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derselben. — Dieses ist das Zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es blos als ein müßiges, überflüssiges Wort daraus verdrängen will. Es ist hier, wo es steht, ein höchst schädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge schlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge sich nur, die Fabel in Ansehung des allgemeinen Lehrsatzes blos allegorisch zu machen, und man kann sicher glauben, eine schlechte Fabel gemacht zu haben. Ist aber eine schlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht setzen. Ich wähle ein altes, um ohne Mißgunst Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der Mann bläset in seine kalte Hand, um seine Hand zu wärmen, und bläset in seinen heißen Brei, um seinen Brei zu kühlen. Was? sagt der Satyr; Du bläsest aus einem Munde Warm und Kalt? Geh, mit Dir mag ich nichts zu thun haben!"*) — Diese Fabel soll lehren, *οτι δει φευγειν ἡμας τας φιλιας, ὡν ἀμφιβολος ἐστιν ἡ διαθεσις,* die Freundschaft aller Zweizüngler, aller Doppelleute, aller Falschen zu fliehen. Lehrt sie das? Ich bin nicht der Erste, der es leugnet und die Fabel für schlecht ausgiebt. Richer**) sagt, sie sündige wider die Richtigkeit der Allegorie, ihre Moral sei weiter nichts als eine Anspielung und gründe sich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber seine Empfindung falsch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht sowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug ist, sondern darin, daß es weiter nichts als eine Allegorie ist. Anstatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr so anstößig scheinet, unter dem allgemeinen Subjecte des Lehrsatzes wirklich begriffen sein sollte, ist sie ihm blos ähnlich. Der Mann sollte sich eines wirklichen Widerspruchs schuldig machen, und der Widerspruch ist nur anscheinend. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von eben derselben Sache Ja und Nein sagen, die eben dasselbe Ding loben und tadeln: und die Fabel zeiget uns einen Mann,

*) Fab. Aesop. 126. [Halm 64. — A. d. H.]

**) — — Contre la justesse de l'allégorie. — — Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots équivoque. *Fables nouvelles, Préface*, p. 10.

der seinen Athem gegen verschiedene Dinge verschieden braucht, der auf ganz etwas Anders itzt seinen Athem warm haucht und auf ganz etwas Anders ihn itzt kalt bläset.

Endlich, was läßt sich nicht Alles allegorisiren! Man nenne mir das abgeschmackte Märchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moralischen Sinn sollte legen können! — „Die Mitknechte des Aesopus gelüstet nach den trefflichen Feigen ihres Herrn. Sie essen sie auf, und als es zur Nachfrage kömmt, soll es der gute Aesop gethan haben. Sich zu rechtfertigen, trinket Aesop in großer Menge laues Wasser, und seine Mitknechte müssen ein Gleiches thun. Das laue Wasser hat seine Wirkung, und die Näscher sind entdeckt." — — Was lehrt uns dieses Histörchen?[1]) Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Wasser, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel werde? Und doch machte jener persische Dichter*) einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man Euch," spricht er, „an jenem großen Tage des Gerichts von diesem warmen und siedenden Wasser wird zu trinken geben, alsdenn wird Alles an den Tag kommen, was Ihr mit so vieler Sorgfalt vor den Augen der Welt verborgen gehalten, und der Heuchler, den hier seine Verstellung zu einem ehrwürdigen Manne gemacht hatte, wird mit Schande und Verwirrung überhäuft dastehen!" — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszusetzen. Das Wort Lehre (instruction) ist zu unbestimmt und allgemein. Ist jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine physische Wahrheit anspielet, oder in den ein tiefsinniger Baco wohl gar eine transscendentalische Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der seltsame Holberg erzählet: „Die Mutter des Teufels übergab ihm einsmals vier Ziegen, um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber diese machten ihm so viel zu thun, daß er sie mit aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. Dies-

*) *Herbelot, Bibl. Orient.*, p. 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brûlante, dans la question du jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paraîtra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie et par son déguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

---

1) S. La Fontaine, La vie d'Esope zu Anfang, in der Vorrede zu seinen Fabeln. — A. d. H.

falls sagte er zu seiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter, hier sind Eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze Compagnie Reiter bewachen als eine einzige Ziege." — Hat Holberg eine Fabel erzählet? Wenigstens ist eine Lehre in diesem Dinge. Denn er setzet selbst mit ausdrücklichen Worten dazu: „Diese Fabel zeiget, daß keine Creatur weniger in der Zucht zu halten ist als eine Ziege." *) — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel schändlicher gemißhandelt als dieser Holberg![1]) — Und es mißhandelt sie Jeder, der eine andere als moralische Lehre darin vorzutragen sich einfallen läßt.

Richer.[2])

Richer ist ein andrer französischer Fabulist, der ein Wenig besser erzählet als de la Motte, in Ansehung der Erfindung aber weit unter ihm stehet. Auch Dieser hat uns seine Gedanken über diese Dichtungsart nicht vorenthalten wollen und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthalte.**)

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er sie gar verbessern wollen. Aber das ist ihm sehr schlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht (poëme)? — Wenn Richer das Wesen eines Gedichts in die bloße Fiction setzet, so bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennet. Wenn er aber auch die poetische Sprache und ein gewisses Silbenmaß als nothwendige Eigenschaften eines Gedichtes betrachtet, so kann ich seiner Meinung nicht sein. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel (précepte)? — Dieses Wort ist nichts bestimmter als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künste, alle Wissenschaften haben Regeln, haben Vorschriften. Die Fabel

*) Moralische Fabeln des Baron von Holberg's, S. 103.

**) La fable est un petit poëme qui contient un précepte caché sous une image allégorique. *Fables nouvelles, Préface*, p. 9.

---

1) Vgl. Lessing's Anzeige der Scheibe'schen Uebersetzung von Holberg's Fabeln in der Berlinischen privil. Zeitung vom 15. Mai 1751. — A. d. H.

2) David Henri Richer, geb. 1685 zu Longueil, gest. 1748 zu Paris. Von seinen „Fables nouvelles mises en vers" erschienen die ersten sechs Bücher 1729, die sechs folgenden 1744. — A. d. H.

aber stehet einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, ist Regel oder Vorschrift hier sogar noch schlechter als Lehre, weil man unter Regel und Vorschrift eigentlich nur solche Sätze verstehet, die unmittelbar auf die Bestimmung unsers Thuns und Lassens gehen. Von dieser Art aber sind nicht alle moralische Lehrsätze der Fabel. Ein großer Theil derselben sind Erfahrungssätze, die uns nicht sowohl von dem, was geschehen sollte, als vielmehr von dem, was wirklich geschiehet, unterrichten. Ist die Sentenz:

In principatu commutando civium
Nil praeter domini nomen mutant pauperes,

eine Regel, eine Vorschrift? Und gleichwohl ist sie das Resultat einer von den schönsten Fabeln des Phädrus.*) Es ist zwar wahr, aus jedem solchen Erfahrungssatze können leicht eigentliche Vorschriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem fruchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel sein, in welcher ich den Satz mit allen seinen Folgerungen auf einmal anschauend erkennen sollte?

Unter einem allegorischen Bilde? — Ueber das Allegorische habe ich mich bereits erkläret. Aber Bild (image)! Unmöglich kann Richer dieses Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um vom de la Motte lieber auf Gerathewohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und eben demselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar also wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeiget, man könne auch bei dem größten Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas; elapsum semel

*) Libr. I. fab. 15.

Non ipse possit Jupiter reprehendere;
Occasionem rerum significat brevem.
Effectus impediret ne segnis mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird diese Zeilen für eine Fabel erkennen, ob sie schon Phädrus als eine solche unter seinen Fabeln mit unterlaufen läßt?*) Ein jedes Gleichniß, ein jedes Emblema würde eine Fabel sein, wenn sie nicht eine Mannichfaltigkeit von Bildern, und zwar zu einem Zwecke übereinstimmenden Bildern, wenn sie, mit einem Worte, nicht das nothwendig erforderte, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen.

Diese Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, ist der moralische Lehrsatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was sie erzählt, eine Folge von Veränderungen ist und jede dieser Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzeln Begriffe, aus welchen der moralische Lehrsatz bestehet, anschauend erkennen zu lassen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen sein. Eine Veränderung oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander bestehen und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untriegliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdienet, wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz malen läßt. Sie enthält alsdenn ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemalt. — „Ein Fischer, indem er sein Netz aus dem Meere zog, blieb der größern Fische, die sich darin gefangen hatten, zwar habhaft, die kleinsten aber schlupften durch das Netz durch und gelangten glücklich wieder ins Wasser." — Diese Erzählung befindet sich unter den Aesopischen Fabeln,**) aber sie ist keine Fabel, wenigstens eine sehr mittelmäßige. Sie

*) Libr. V. fab. 8.

**) Fab. Aesop. 154. [Halm 26. In der Originalausgabe ist irriger Weise 126 citirt, offenbar durch Vertauschung mit dem letztvorhergehenden Citat aus Aesop. – A. d. H.]

hat keine Handlung, sie enthält ein bloßes einzelnes Factum, das sich ganz malen läßt; und wenn ich dieses einzelne Factum, dieses Zurückbleiben der größern und dieses Durchschlupfen der kleinen Fische, auch mit noch so viel andern Umständen erweiterte, so würde doch in ihm allein und nicht in den andern Umständen zugleich mit der moralische Lehrsatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen ist, alle diese Veränderungen müssen zusammen nur einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken sie deren mehrere, liegt mehr als ein moralischer Lehrsatz in der vermeinten Fabel, so fehlt der Handlung ihre Einheit, so fehlt ihr das, was sie eigentlich zur Handlung macht, und sie kann, richtig zu sprechen, keine Handlung, sondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum;
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisa, ut non offendar subripi;
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenae dies.
Sed ne ignis noster facinori praeluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deûm
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier gelesen? Ein Histörchen, aber keine Fabel. Ein Histörchen trägt sich zu, eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel also muß sich ein Grund angeben lassen, warum sie erdichtet worden, da ich den Grund, warum sich jenes zugetragen, weder zu wissen noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum diese Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urtheilen, könnte es kein andrer als dieser sein: der Dichter habe einen wahrscheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden, erzählen wollen. Aber wäre das eine moralische Absicht, dergleichen der Fabulist doch nothwendig haben soll? Zur Noth könnte zwar dieses

einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbots dienen, daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Bösen in keiner Gemeinschaft stehen soll. Aber was tragen alsdenn die übrigen Theile der Erzählung zu diesem Bilde bei? Zu diesem gar nichts, sondern ein jeder ist vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es selbst empfunden und hat sich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen solle, nicht besser zu reißen gewußt, als wenn er deren so viele daraus zöge, als sich nur immer ziehen ließen. Denn er schließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, saepe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deûm,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Novissime interdicit, ne cum malefico
Usum bonus consociet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn Niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge sie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum sollte man es glauben, daß Einer von den Alten, Einer von diesen großen Meistern in der Einfalt ihrer Plane uns dieses Histörchen für eine Fabel*) verkaufen können.

Breitinger.[1])

Ich würde von diesem großen Kunstrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er giebt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel.**) Die eine hat er von dem de la Motte entlehnet, und die andere ist ihm ganz eigen.

Nach jener versteht er unter der Fabel eine unter der

*) Phaedrus, libr. IV. fab. 11.
**) Der Critischen Dichtkunst Ersten Bandes Siebenter Abschnitt, S. 194.

1) Johann Jacob Breitinger (1701—1776), seit 1731 Professor am Züricher Gymnasium, der bekannte Genosse Bodmer's in dessen literarischen Kriegen. Die Critische Dichtkunst erschien 1740. — A. d. H.

wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung. — Der klare, übersetzte de la Motte! Und der ein Wenig gewässerte, könnte man noch dazusetzen. Denn was sollen die Beiwörter: wohlgerathene Allegorie, ähnliche Handlung? Sie sind höchst überflüssig.

Doch ich habe eine andere, wichtigere Anmerkung auf ihn verspart. Richer sagt, die Lehre solle unter dem allegorischen Bilde versteckt (caché) sein. Versteckt! welch ein unschickliches Wort! In manchem Räthsel sind Wahrheiten, in den Pythagorischen Denksprüchen sind moralische Lehren versteckt, aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervorstrahlet, hätte durch ein ander Wort als durch das ganz widersprechende versteckt ausgedrückt zu werden verdienet. Sein Vorgänger de la Motte hatte sich um ein gut Theil feiner erklärt; er sagt doch nur: verkleidet (déguisé). Aber auch verkleidet ist noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühsamen Erkennung mit sich führet. Und es muß gar keine Mühe kosten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich so reden darf, Mühe und Zwang kosten, sie darin nicht zu erkennen. Aufs Höchste würde sich dieses verkleidet nur in Ansehung der zusammengesetzten Fabel entschuldigen lassen. In Ansehung der einfachen ist es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzeln Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden, aber wie man das Allgemeine in das Besondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, so müßte es anstatt verkleiden wenigstens einkleiden heißen.

Von einem deutschen Kunstrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den schön vernünftelnden Franzosen überlassen sollen, sich damit aus dem Handel zu wickeln; und ihm würde es sehr wohl angestanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moralische Lehre in die Handlung weder versteckt noch verkleidet, sondern durch sie der anschauenden Erkenntniß fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt gewesen sein, uns von der Natur dieser auch der rohesten Seele zukommenden Erkenntniß, von der

mit ihr verknüpften schnellen Ueberzeugung, von ihrem daraus entspringenden mächtigen Einflusse auf den Willen das Nöthige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen speculativischen Theil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist und von unserm Weltweisen schon genugsam erläutert war.*) — Was Breitinger aber damals unterlassen, das ist mir itzt nachzuholen nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seitdem unter uns so bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anschauen, anschauender Erkenntniß gleich von Anfange als solcher Wörter ohne Bedenken habe bedienen dürfen, mit welchen nur Wenige nicht einerlei Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel giebt. Doch ich bedenke, daß ich diese bequemer an einem andern Orte werde untersuchen können.[1]) — Ich verlasse ihn also.

Batteux.[2])

Batteux erkläret die Fabel kurzweg durch die Erzählung einer allegorischen Handlung.**) Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit verberge, so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man siehet sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider diese Erklärung anzuwenden

*) Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolff schon damals von der Fabel gelehret hatte, auch nicht im Geringsten gekannt zu haben scheinet. Wolffii Philosophiae practicae universalis Pars posterior, §. 302—323. Dieser Theil erschien 1739, und die Breitinger'sche Dichtkunst erst das Jahr darauf. — [In der ersten Ausgabe steht durch einen Druckfehler 1734 statt 1739, und die falsche Zahl ist von den neuern Herausgebern wiederholt, obgleich das bekannte Druckjahr von Breitinger's Dichtkunst schon zur Entdeckung des Versehens hätte führen können. — A. d. H.]

**) Principes de Littérature, Tome II., I. Partie, p. V. L'apologue est le récit d'une action allégorique etc.

---

1) S. unten S. 58 ff. — A. d. H.

2) Charles Batteux (1713—1780) aus dem Dorfe Allendhuy bei Reims, Kanonikus zu Reims und Mitglied der Académie française, gab zuerst heraus „Les Beaux-Arts réduits à un même principe", Paris 1746, das später den ersten Band seiner „Principes de littérature" bildete. Das erste Werk war schon durch die Uebersetzung Joh. Ad. Schlegel's in Deutschland bekannt geworden, das größere ist unter dem Titel „Einleitung in die schönen Wissenschaften" von K. W. Ramler wiederholt bearbeitet worden. — A. d. H.

ist. Ich will mich daher nicht wiederholen, sondern blos die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, untersuchen.

„Eine Handlung," sagt Batteux, „ist eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschiehet. — Die Handlung setzet außer dem Leben und der Wirksamkeit auch Wahl und Endzweck voraus und kömmt nur vernünftigen Wesen zu."

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehntheile von allen existirenden Fabeln ausstreichen. Aesopus selbst wird alsdenn deren kaum zwei oder drei gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne kämpfen mit einander. Der Besiegte verkriecht sich. Der Sieger fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln und krähet. Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab und zerfleischt ihn."*) — Ich habe das allezeit für eine sehr glückliche Fabel gehalten, und doch fehlt ihr nach dem Batteux die Handlung. Denn wo ist hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschähe? — „Der Hirsch betrachtet sich in einer spiegelnden Quelle; er schämt sich seiner dürren Läufte und freuet sich seines stolzen Geweihes. Aber nicht lange! Hinter ihm ertönet die Jagd; seine dürren Läufte bringen ihn glücklich ins Gehölze, da verstrickt ihn sein stolzes Geweih: er wird erreicht."**) — Auch hier sehe ich keine Unternehmung, keine Absicht. Die Jagd ist zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirsch hat die Absicht, sich zu retten; aber beide Umstände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie ohne Nachtheil derselben weglassen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liegt in dem falsch befundenen Urtheile des Hirsches. Der Hirsch urtheilet falsch und lernet gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falsch geurtheilet habe. Hier ist also eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. — Und das ist meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß sie auf alle gute Fabeln passen wird.

Giebt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engern, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des

*) Fab. Aesop. 145. [Halm 21. — A. d. H.]
**) Fab. Aesop. 181. [Halm 128. — A. d. H.]

Raumes erfordern! Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreißet und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe sein. Es ist aber nur Schade, daß sie sich einigermaßen mit dem Batteux schützen, wenigstens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abstrahiret zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux passet, passet auch ihre, so abgeschmackt sie immer ist.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei seiner Erklärung nur die erste Fabel des Phädrus vor Augen gehabt, die er mehr als einmal une des plus belles et des plus célèbres de l'antiquité nennet. Es ist wahr, in dieser ist die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Der Wolf nimmt sich vor, das Schaf zu zerreißen, fauce improba incitatus; er will es aber nicht so plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts thun und also jurgii causam intulit. — Ich spreche dieser Fabel ihr Lob nicht ab; sie ist so vollkommen, als sie nur sein kann. Allein sie ist nicht deswegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen ist, das mit Wahl und Absicht geschiehet, sondern weil sie ihrer Moral, die von einem solchen Unternehmen spricht, ein völliges Genüge thut. Die Moral ist:*) *οἱς προϑεσις ἀδικειν, παρ᾽ αὐτοις οὐ δικαιολογια ἰσχυει*: Wer den Vorsatz hat, einen Unschuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar *μετ᾽ εὐλογου αἰτιας* zu thun suchen, er wird einen scheinbaren Vorwand wählen, aber sich im Geringsten nicht von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen, wenn sein Vorwand gleich völlig zu Schanden gemacht wird. Diese Moral redet von einem Vorsatze (dessein); sie redet von gewissen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, diesen Vorsatz zu vollführen (choix): und folglich muß auch in der Fabel etwas sein, was diesem Vorsatze, diesen gewählten Mitteln entspricht; es muß in der Fabel sich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Ab-

*) Fab. Aesop. 230. [Halm 274 b. — A. d. H.]

sicht geschiehet. Blos dadurch wird sie zu einer vollkommenen Fabel; welches sie nicht sein würde, wenn sie den geringsten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrsatz anschauend zu machen nöthig ist. Batteux bemerkt alle ihre kleinen Schönheiten des Ausdrucks und stellet sie von dieser Seite in ein sehr vortheilhaftes Licht; nur ihre wesentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert und verleitet seine Leser sogar, sie zu verkennen. Er sagt nämlich, die Moral, die aus dieser Fabel fließe, sei: que le plus faible est souvent opprimé par le plus fort. Wie seicht! wie falsch! Wenn sie weiter nichts als dieses lehren sollte, so hätte wahrlich der Dichter die fictae causae des Wolfs sehr vergebens, sehr für die Langeweile erfunden; seine Fabel sagte mehr, als er damit hätte sagen wollen, und wäre mit einem Worte schlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerstreuen. Man untersuche es nur selbst, und man wird durchgängig finden, daß es blos von der Beschaffenheit des Lehrsatzes abhängt, ob die Fabel eine solche Handlung, wie sie Batteux ohne Ausnahme fordert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrsatz der itzt erwähnten Fabel des Phädrus machte sie, wie wir gesehen, nothwendig; aber thun es deswegen alle Lehrsätze? Sind alle Lehrsätze von dieser Art? Oder haben allein die, welche es sind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Ist z. E. der Erfahrungssatz:

Laudatis utiliora quae contemseris
Saepe inveniri [1])

nicht werth, in einem einzeln Falle, welcher die Stelle einer Demonstration vertreten kann, erkannt zu werden? Und wenn er es ist, was für ein Unternehmen, was für eine Absicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel ist wahr: wenn aus einem Erfahrungssatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu thun oder zu lassen, folget, so thut der Dichter besser, wenn er die Pflicht, als wenn er den bloßen Erfahrungssatz in seiner Fabel ausdrückt. — „Groß sein ist nicht immer ein Glück“ — Diesen Erfahrungssatz in eine schöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich sein. Die obige Fabel von dem Fischer, welcher nur der größten Fische habhaft bleibet, indem die

1) Phaedrus, libr. I. fab. 12. — A. d. H.

kleinern glücklich durch das Netz durchschlupfen, ist in mehr als einer Betrachtung ein sehr mißlungener Versuch. Aber wer heißt auch dem Dichter die Wahrheit von dieser schielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß sein nicht immer ein Glück ist, so ist es oft ein Unglück, und wehe Dem, der wider seinen Willen groß ward, den das Glück ohne sein Zuthun erhob, um ihn ohne sein Verschulden desto elender zu machen! Die großen Fische mußten groß werden, es stand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem ebenso Viele ihr Unglück als ihr Glück erkennen. Er soll Niemanden mit seinen Umständen unzufrieden machen, und hier macht er doch, daß es die Großen mit den ihrigen sein müssen. Nicht das Großsein, sondern die eitele Begierde, groß zu werden (κενοδοξιαν), sollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das that jener Alte,*) der die Fabel von den Mäusen und Wieseln erzählte. „Die Mäuse glaubten, daß sie nur deswegen in ihrem Kriege mit den Wieseln so unglücklich wären, weil sie keine Heerführer hätten, und beschlossen, dergleichen zu wählen. Wie rang nicht diese und jene ehrgeizige Maus, es zu werden! Und wie theuer kam ihr am Ende dieser Vorzug zu stehen! Die Eiteln banden sich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in praelio
Haberent signum, quod sequerentur milites,

und diese Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geschlagen ward, hinderten sie, sich in ihre engen Löcher zu retten;

Haesere in portis suntque capti ab hostibus;
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu."

Diese Fabel ist ungleich schöner. Wodurch ist sie es aber anders geworden als dadurch, daß der Dichter die Moral bestimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Bestreben nach einer eiteln Größe und nicht die Größe überhaupt zu seinem Gegenstande gewählet; und nur durch dieses Bestreben, durch diese eitle Größe ist natürlicher Weise auch in seine Fabel das Leben gekommen, das uns so sehr in ihr gefällt.

Ueberhaupt hat Batteux die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopöe und des Drama viel zu sehr

*) Fab. Aesop. 243; Phaedrus, libr. IV. fab. 6. — [Halm 291. In der ersten Ausgabe ist falsch Aesop. 143 und Phaedr. IV. 5 citirt. — A. d. H.]

verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreichet. Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen als durch nachgeahmte Leidenschaften, und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabuliste hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzeln moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er nach Maßgebung der Wahrheit durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleichviel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen und denket im Geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu thun. „Der Wolf beschuldiget den Fuchs eines Diebstahls. Der Fuchs leugnet die That. Der Affe soll Richter sein. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich schreitet der Affe zum Urtheil:*)

Tu non videris perdidisse, quod petis;
Te credo surripuisse, quod pulchre negas.“

Die Fabel ist aus; denn in dem Urtheil des Affen lieget die Moral, die der Fabulist zum Augenmerke gehabt hat. Ist aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derselben verspricht? Man bringe diese Geschichte in Gedanken auf die komische Bühne, und man wird sogleich sehen, daß sie durch einen sinnreichen Einfall abgeschnitten, aber nicht geendigt ist. Der Zuschauer ist nicht zufrieden, wenn er voraussiehet, daß die Streitigkeit hinter der Scene wieder von vorne angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf seine Last von dem Rücken

*) **Phaedrus, libr. I. fab. 10.**

und rief den Tod. Der Tod erscheinet. Der Greis erschrickt und fühlt betroffen, daß elend leben doch besser als gar nicht leben ist. Nun, was soll ich? fragt der Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Last wieder aufhelfen." *) — Der Fabulist ist glücklich und zu unserm Vergnügen an seinem Ziele. Aber auch die Geschichte? Wie ging es dem Greise? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle solche Fragen bekümmert sich der Fabulist nicht, der dramatische Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und so wird man hundert Beispiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit Wenigerm begnügen als zu einer Handlung für das Heldengedichte oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung von der Handlung geben, so kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, sondern muß sie nothwendig so weitläuftig machen, als ich es oben gethan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich gestehe es, dem Sprachgebrauche nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zu Folge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieser Vorsatz ganz erreicht sein, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sei. Allein was folgt hieraus? Dieses: wem der Sprachgebrauch so gar heilig ist, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wagt, der enthalte sich des Wortes Handlung, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, ganz und gar. —

Und, Alles wohl überlegt, dem Rathe werde ich selbst folgen. Ich will nicht sagen, die moralische Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt, sondern ich will lieber ein Wort von einem weitern Umfange suchen und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzeln Fall zurückgeführet. Dieser einzelne Fall wird allezeit das sein, was ich oben unter dem Worte Handlung verstanden habe; das aber, was Batteux darunter verstehet, wird er nur dann und wann sein. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen sein, die durch die Absicht, die der Fabulist damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind sie es auch außer dieser Absicht, desto besser! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moralischer Wesen sein müssen, verstehet sich von selbst. Denn sie sollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das sich nur von moralischen Wesen sagen

*) Fab. Aesop. 20. [Halm 90 b. — A. d. H.]

läßt, mit begriffen ist. Und darin hat Batteux freilich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennet, blos vernünftigen Wesen zukomme. Nur kömmt es ihnen nicht deswegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freiheit voraussetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Absichten. — —

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux sind Kunstrichter von allerlei Art, mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr, sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert, und man versäumet sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leser Alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführet, daß ich nicht blos einige Aehnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bei dem Aristoteles:*) „Eine obrigkeitliche Person durch das Loos ernennen, ist eben, als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es auf das Loos ankommen ließe, welcher von seinen Matrosen es sein sollte, anstatt daß er den allergeschicktesten dazu unter ihnen mit Fleiß aussuchte.“ — Hier sind zwei besondere Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben itzt äußernde, der andere ist der erdichtete. Ist dieser erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten lassen. — Aber wenn es bei dem Aristoteles so hieße: „Ihr wollt Euren Magistrat durch das Loos ernennen? Ich sorge, es wird Euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuermanne fehlte“ 2c. Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte Alles genau, und man wird keine finden als diese: Dort ward

*) Aristoteles, Rhetor. libr. II. cap. 20.

der Schiffsherr durch ein *als wenn* eingeführt, er ward blos als *möglich* betrachtet, und hier hat er die *Wirklichkeit* erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist *jener* Schiffsherr.

Das trifft den Punkt! Der *einzelne Fall*, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellet werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein *Beispiel*, eine *Parabel*. — Es verlohnt sich der Mühe, diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so viel zweideutigen Fabeln das Urtheil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aesopischen Fabeln des *Planudes*[1]) lieset man auch Folgendes: „Der Biber ist ein vierfüßiges Thier, das meistens im Wasser wohnet, und dessen Geilen in der Medicin von großem Nutzen sind. Wenn nun dieses Thier von den Menschen verfolgt wird und ihnen nicht mehr entkommen kann, was thut es? Es beißt sich selbst die Geilen ab und wirft sie seinen Verfolgern zu. Denn es weiß gar wohl, daß man ihm nur dieserwegen nachstellet und es sein Leben und seine Freiheit wohlfeiler nicht erkaufen kann." *) — Ist das eine Fabel? Es liegt wenigstens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird sich Niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzusprechen. Nur über die Ursache, warum er ihr abzusprechen sei, werden sich vielleicht die Meisten bedenken und uns doch endlich eine falsche angeben. Es ist nichts als eine Naturgeschichte, würde man vielleicht mit dem Verfasser der *Critischen Briefe* **) sagen. Aber gleichwohl, würde ich mit eben diesem Verfasser antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Instinct, er handelt aus freier Wahl und nach reifer Ueberlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (*γινωσκων οὗ χαριν διωκεται*). Diese Erhebung des Instincts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben soll, macht es ja eben, daß eine Begegniß aus dem Reiche der Thiere zu einer Fabel wird. Warum wird sie es denn hier nicht? Ich sage: sie wird es deswegen nicht, weil ihr die *Wirklichkeit* fehlet. Die Wirklichkeit kömmt nur dem Einzeln, dem Individuo zu, und es läßt sich keine Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was also hier von dem ganzen

*) Fab. Aesop. 33. [Halm 189. — A. d. H.]

**) Critische Briefe. Zürich 174t. S. 168. — [Ihr Verfasser ist Bodmer. — A. d. H.]

1) *Maximus Planudes*, griechischer Mönch aus Nikomedien, veranstaltete in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die berühmteste Sammlung Aesopischer Fabeln. — A. d. H.

Geschlechte der Biber gesagt wird, hätte müssen nur von einem einzigen Biber gesagt werden, und alsdenn wäre es eine Fabel geworden. — Ein ander Exempel: „Die Affen, sagt man, bringen zwei Junge zur Welt, wovon sie das eine sehr heftig lieben und mit aller möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen hassen und versäumen. Durch ein sonderbares Geschick aber geschieht es, daß die Mutter das geliebte unter häufigen Liebkosungen erdrückt, indem das verachtete glücklich aufwächset."*) Auch dieses ist aus eben der Ursache, weil das, was nur von einem Individuo gesagt werden sollte, von einer ganzen Art gesagt wird, keine Fabel. Als daher Lestrange eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm diese Allgemeinheit nehmen und die Individualität dafür ertheilen.**) „Eine Aeffin," erzählt er, „hatte zwei Junge; in das eine war sie närrisch verliebt, an dem andern aber war ihr sehr wenig gelegen. Einsmals überfiel sie ein plötzlicher Schrecken. Geschwind rafft sie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, stürzt aber und schlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem zerschmetterten Schädel springt. Das andere Junge, um das sie sich im Geringsten nicht bekümmert hatte, war ihr von selbst auf den Rücken gesprungen, hatte sich an ihre Schultern angeklammert und kam glücklich davon." — Hier ist Alles bestimmt, und was dort nur eine Parabel war, ist hier zur Fabel geworden. — Das schon mehr als einmal angeführte Beispiel von dem Fischer hat den nämlichen Fehler; denn selten hat eine schlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet sich allezeit, so oft das Netz gezogen wird, daß die Fische, welche kleiner sind als die Gitter des Netzes, durchschlupfen und die größern hangen bleiben. Vor sich selbst ist dieser Fall also kein individueller Fall, sondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumstände erst werden müssen.

*) Fab. Aesop. 268. [Halm 366. — A. d. H.]

**) In seinen Fabeln, so wie sie Richardson adoptirt hat, die 187ste. — [Roger l'Estrange (1617—1705) bearbeitete die Aesopischen Fabeln unter dem Titel „Fables of Esope and of other mythologistes with moral and reflexions", London 1687. Die wiederholt aufgelegte Sammlung gab der Buchhändler Samuel Richardson (1689—1761), der Verfasser der „Pamela", der „Clarissa" und des „Grandison", theilweise vermehrt als „Aesop's fables with instructive morals", London 1757 heraus. Lessing hat die Richardson'sche Ausgabe übersetzt als „Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten Aesopischen Fabeln mit dienlichen Betrachtungen zur Beförderung der Religion und der allgemeinen Menschenliebe vorgestellet, Leipzig 1757". Vgl. Th. XVIII unserer Ausgabe. — A. d. H.]

Die Sache hat also ihre Richtigkeit: der besondere Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellt werden, er muß das sein, was wir in dem strengsten Verstande einen einzeln Fall nennen. Aber warum? Wie steht es um die philosophische Ursache? Warum begnügt sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der sich die Exempel andrer Wissenschaften begnügen? — Wie viel ließe sich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Lesern gar keine richtige psychologische Begriffe voraussetzen wollte. Ich habe mich oben [1] schon geweigert, die Lehre von der anschauenden Erkenntniß aus unserm Weltweisen abzuschreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nöthig ist, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anschauende Erkenntniß ist vor sich selbst klar. Die symbolische entlehnet ihre Klarheit von der anschauenden.

Das Allgemeine existiret nur in dem Besondern und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden.

Einem allgemeinen symbolischen Schlusse folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig ist, das ist, ihn so viel als möglich zu erläutern, müssen wir ihn auf das Besondere reduciren, um ihn in diesem anschauend zu erkennen.

Ein Besonderes, insofern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen symbolischen Schlüsse werden also durch Exempel erläutert. Alle Wissenschaften bestehen aus dergleichen symbolischen Schlüssen, alle Wissenschaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr thun, als ihre allgemeinen Schlüsse blos erläutern, und die Klarheit ist nicht der einzige Vorzug der anschauenden Erkenntniß.

Weil wir durch diese einen Satz geschwinder übersehen und so in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er symbolisch ausgedrückt ist, so hat die anschauende Erkenntniß auch einen weit größern Einfluß in den Willen als die symbolische.

Die Grade dieses Einflusses richten sich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit, und die Grade ihrer Lebhaftigkeit nach den Graden der nähern und mehrern Bestimmungen, in die das Besondere gesetzt wird. Je näher das Besondere bestimmt wird, je

---

1) S. 42. — A. d. H.

mehr sich darin unterscheiden läßt, desto größer ist die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn Alles, was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich.

Ein Besonderes also, blos als möglich betrachtet, ist gewissermaßen noch etwas Allgemeines und hindert als dieses die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich sein kann, wenn die anschauende Erkenntniß den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen und so mächtig als möglich auf den Willen wirken soll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre außer der Erläuterung ihren allgemeinen Schlüssen schuldig ist, bestehet eben in dieser ihnen zu ertheilenden Fähigkeit, auf den Willen zu wirken, die sie durch die anschauende Erkenntniß in dem Wirklichen erhalten, da andere Wissenschaften, denen es um die bloße Erläuterung zu thun ist, sich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß, deren das Besondere, als blos möglich betrachtet, fähig ist, begnügen.

Hier bin ich also! Die Fabel erfordert deswegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterscheiden kann als in einem möglichen, weil das Wirkliche eine lebhaftere Ueberzeugung mit sich führet als das blos Mögliche.

A r i s t o t e l e s scheinet diese Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben, weil er sie aber aus einer unrechten Quelle herleitet, so konnte es nicht fehlen, er mußte eine falsche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich sein, seine ganze Lehre von dem Exempel (*περι παραδειγματος*) hier zu übersehen.*) Erst von seiner Eintheilung des Exempels: *Παραδειγματων δ' ειδη δυο ἐστιν*, sagt er; *ἑν μεν γαρ ἐστι παραδειγματος εἱδος, το λεγειν πραγματα προγεγενημενα, ἑν δε, το αὐτα ποιειν. Τουτου δ' ἑν μεν παραβολη, ἑν δε λογοι, οἱον οἱ αἰσωπειοι και λιβυκοι.* Die Eintheilung überhaupt ist richtig, von einem Commentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabtheilung der e r d i c h t e t e n E x e m p e l beibrächte und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gebe und mehrere nicht geben könne. Er würde diesen Grund, wie ich es oben gethan habe, leicht aus den Beispielen selbst abstrahiren können, die Aristoteles

*) Aristoteles, Rhetor. libr. II. cap. 20.

davon giebt. Die Parabel nämlich führt er durch ein *ὥςπερ εἴ τις* ein, und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Geschehenes. Der Commentator müßte also diese Stelle so umschreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geschichte genommen oder in Ermanglung derselben erdichtet. Bei jedem geschehenen Dinge läßt sich die innere Möglichkeit von seiner Wirklichkeit unterscheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geschehenes Ding bleiben soll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben soll, liegt also entweder in seiner bloßen Möglichkeit oder zugleich in seiner Wirklichkeit. Soll sie blos in jener liegen, so brauchen wir in seiner Ermanglung auch nur ein blos mögliches Ding zu erdichten, soll sie aber in dieser liegen, so müssen wir auch unsere Erdichtung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine Parabel und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Eintheilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und so weit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kömmt er auf den Werth dieser verschiedenen Arten von Exempeln und sagt: *Εἰσι δ᾽ οἱ λογοι δημηγορικοι και ἐχουσιν ἀγαθον τουτο, ὁτι πραγματα μεν εὑρειν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπον, λογους δε ῥᾳον. Ποιησαι γαρ δει ὥςπερ και παραβολας, ἀν τις δυνηται το ὁμοιον ὁρᾳν, ὁπερ ῥᾳον ἐστιν ἐκ φιλοσοφιας. Ῥᾳω μεν οὐν πορισασθαι τα δια των λογων, χρησιμωτερα δε προς το βουλευσασθαι, τα δια των πραγματων, ὁμοια γαρ, ὡς ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι.* Ich will mich itzt nur an den letzten Ausspruch dieser Stelle halten. Aristoteles sagt, die historischen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei. Und hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube blos deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist und höchst unwahrscheinlich sein würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich ebenso wohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben als die Wirklichkeit des andern? Ja, noch mehr. Da das historische

Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst die Sentenz des Agatho billiget:

Ταχ' ἀν τις εἰκος αὐτο τουτ' εἰναι λεγοι,
Βροτοισι πολλα τυγχανειν οὐκ εἰκοτα· [1])

da er hier selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich (*ἐπι το πολυ*) dem Zukünftigen ähnlich sei, der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen und Alles, was er für wahr ausgiebt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Ueberzeugungskraft der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre &c.

Und nunmehr glaube ich meine Meinung von dem Wesen der Fabel genugsam verbreitet[2]) zu haben. Ich fasse daher Alles zusammen und sage: Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie bei der Anwendung ebenso richtig als fruchtbar finden wird.

---

1) Rhetor., libr. II. c. 24. — A. d. H.

2) Die zweite Ausgabe, der die neuern Herausgeber folgen, ändert unnöthiger Weise verbreitet in: „vorbereitet". — A. d. H.

II.

Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält, weil er wenigstens schnakisch ist — quod risum movet? Oder was ist es?

Batteux hat diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung sogleich mit anflickte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird. — Vollkommen à la Française! oder wie der Hahn über die Kohlen![1]) — Warum, möchten wir gerne wissen, warum wird sie gemeiniglich den Thieren beigelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht Alles fragt!

Ueberhaupt ist unter allen Kunstrichtern Breitinger der einzige, der diesen Punkt berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aesopus," sagt er, „die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, so waren seine Lehren meistens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und also mußte er auch zu den allegorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte Handlungen und Beispiele

---

1) D. h. flüchtig, wie der Hahn über heiße Kohlen läuft; vgl. Grimm's Wörterbuch, IV. 2. S. 162. — A. d. H.

aus dem gemeinen Leben der Menschen entlehnen. Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen nichts Ungemeines oder merkwürdig Reizendes an sich haben, so mußte man nothwendig auf ein neues Mittel bedacht sein, auch der allegorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Ansehen mitzutheilen, um ihr also dadurch einen sichern Eingang in das menschliche Herz aufzuschließen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunderbare eine solche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menschliche Gemüth mit sich führet, so war man bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltsamkeit der Vorstellungen wunderbar zu machen und also dem Körper der Fabel eine ungemeine und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung bestehet aus zween wesentlichen Hauptumständen, dem Umstande der Person, und der Sache oder Handlung; ohne diese kann keine Erzählung Platz haben. Also muß das Wunderbare, welches in der Erzählung herrschen soll, sich entweder auf die Handlung selbst oder auf die Personen, denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geschäften und Handlungen der Menschen vorkömmt, bestehet vornehmlich in dem Unvermutheten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit im Unterfangen, als die Bosheit oder Thorheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache. Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menschen etwas Ungewohntes und Seltenes sind, da hingegen die meisten gewöhnlichen Handlungen gar nichts Ungemeines oder Merkwürdiges an sich haben, so sah man sich gemüßiget, damit die Erzählung als der Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derselben durch die Veränderung und Verwandlung der Personen einen angenehmen Schein des Wunderbaren mitzutheilen. Da nun die Menschen bei aller ihrer Verschiedenheit dennoch, überhaupt betrachtet, in einer wesentlichen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man sich, Wesen von einer höhern Natur, die man wirklich zu sein glaubte, als Götter und Genios, oder solche, die man durch die Freiheit der Dichter zu Wesen erschuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit rc., in die Erzählung einzuführen; vornehmlich aber nahm man sich die Freiheit heraus, die Thiere, die Pflanzen und noch geringere Wesen, nämlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Wesen zu erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft und Rede mittheilte, damit sie also fähig

würden, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären und durch ihr Exempel von ähnlichen moralischen Handlungen unsre Lehrer abzugeben" &c. —

Breitinger also behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sei, warum man in der Fabel die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe reden und vernunftmäßig handeln lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts Anders als ein lehrreiches Wunderbare sei. Diese seine zweite Erklärung ist es, welche ich hier versprochnermaßen untersuchen muß.[1])

Es wird aber bei dieser Untersuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Thiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat Breitinger viel gewonnen, ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem mit einmal über dem Haufen.

Wunderbar soll diese Einführung sein? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehöret zu dem Wesen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich fingen ihre Fabeln am Liebsten mit dem *Φασι* und dem darauf folgenden Klagefalle an. Die griechischen Rhetores nennen dieses kurz: die Fabel in dem Klagefalle (*ταις αἰτιατικαις*) vortragen, und Theon, wenn er in seinen Vorübungen*) hierauf kömmt, führet eine Stelle des Aristoteles an, wo der Philosoph diesen Gebrauch billiget und es zwar deswegen für rathsamer erkläret, sich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Alterthum zu berufen, als in der eigenen Person zu sprechen, damit man den Anschein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere (*ἱνα παραμυθησωνται το δοκειν ἀδυνατα λεγειν*). War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen, so mußten sie nothwendig weit davon entfernt sein, in der Fabel etwas Wunder=

*) Nach der Ausgabe des Camerarius, S. 28. [Der Verfasser dieser *Προγυμνασματα* war ein Alexandrinischer Rhetor aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts. — A. d. H.]

1) Vgl. oben S. 42. — A. d. H.

bares zu suchen oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als einem Orte, sei der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns thun soll, nicht allein blos in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung unsrer Vorstellungen haben. Nur das ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge ereignet. Und nur das Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unsrer Vorstellungen ebenso selten vorkömmt. Auf einen fleißigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bei Weitem nicht mehr machen, den es das erste Mal auf ihn gemacht hat. Er lieset es endlich mit ebenso wenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf- und niedergehen sieht. Das Wunder bleibt immer dasselbe, aber nicht unsere Gemüthsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Thiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Thiere fast in allen Fabeln sprächen und urtheilten, so würde diese Sonderbarkeit, so groß sie auch an und vor sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Thiere und andere niedrigere Geschöpfe Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird angenommen und soll nichts weniger als wunderbar sein. — Wenn ich in der Schrift lese:*) „Da thät der Herr der Eselin den Mund auf, und sie sprach zu Bileam" ꝛc., so lese ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem Aesopus lese:**) *Φασιν, ὁτε φωνηεντα ἠν τα ζωα, την ὀϊν προς τον δεσποτην εἰπειν·* „Damals, als die Thiere noch redeten, soll das Schaf zu seinem Hirten gesagt haben," so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts Wunderbares erzählen will, sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubniß seines Lesers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das ist so begreiflich, sollte ich meinen, daß ich mich schämen muß, noch ein Wort hinzuzuthun. Ich komme vielmehr

*) 4. B. Mos. 22, 28.
**) Fab. Aesop. 316. [Halm 317. — A. d. H.]

sogleich auf die wahre Ursache, — die ich wenigstens für die wahre halte —, warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet als die Menschen. — Ich setze sie in die allgemein bekannte Bestandheit der Charaktere. — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe, wird sie sich deswegen von Jedem ohne Ausnahme darin erkennen lassen? Auch von Dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem Jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei Allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur und machte sie unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen dazu geschickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie Viele wissen, was sie hören? Wer war Dieser? wer Jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: Der Wolf und das Lamm; sogleich weiß Jeder, was er höret, und weiß, wie sich das Eine zu dem Andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch Die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individua auftreiben kann, die sich durch ihre bloße Benennungen in unsere Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringern Geschöpfen zu suchen. Man setze in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal Alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes den Riesen und den Zwerg, und sie

verlieret schon weniger; [1]) denn auch der Riese und der Zwerg sind Individua, deren Charakter ohne weitere Hinzuthuung ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel: „Ein Priester kam zu dem armen Manne des Propheten*) und sagte: Bringe Dein weißes Lamm vor den Altar; denn die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwiderte: Mein Nachbar hat eine zahlreiche Heerde, und ich habe nur das einzige Lamm. Du hast aber den Göttern ein Gelübde gethan, versetzte Dieser, weil sie Deine Felder gesegnet. — Ich habe kein Feld, war die Antwort. — Nun, so war es damals, als sie Deinen Sohn von seiner Krankheit genesen ließen. — O, sagte der Arme, die Götter haben ihn selbst zum Opfer hingenommen. Gottloser! zürnte der Priester; Du lästerst! und riß das Lamm aus seinem Schooße" ꝛc. — — Und wenn in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, so kömmt es blos daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habsüchtigkeit leider noch weit geschwinder verbindet als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte Riese, und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt wird als durch den Zwerg. — Der beste Abdruck dieser Fabel, in welchem sie ohne Zweifel am Allerwenigsten verloren hat, ist die Fabel von der Katze und dem Hahne.**) Doch weil man auch hier sich das Verhältniß der Katze gegen den Hahn nicht so geschwind denkt als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, so sind diese noch immer die allerbequemsten Wesen, die der Fabulist zu seiner Absicht hat wählen können.

Der Verfasser der oben angeführten Critischen Briefe ist mit Breitingern einerlei Meinung und sagt unter Andern in der erdichteten Person des Hermann Axel's:***) „Die Fabel bekömmt durch diese sonderbare Personen ein wunderliches Ansehen. Es wäre keine ungeschickte Fabel, wenn man dichtete: „Ein Mensch sah auf einem hohen Baume die schönsten Birnen hangen, die seine Lust, davon zu essen, mächtig reizeten. Er be-

*) 2. B. Samuelis 12.
**) Fab. Aesop. 6. [Halm 14. — A. d. H.]
***) S. 166. — [Ueber Hermann Axel oder Axels vgl. Th. IX. S. 329, A. 1 uns. Ausg. — A. d. H.]

1) Lichtwer, 17. Fabel des ersten Buchs. — A. d. H.

mühte sich lange, auf denselben hinaufzuklimmen, aber es war umsonst, er mußte es endlich aufgeben. Indem er wegging, sagte er: Es ist mir gesunder, daß ich sie noch länger stehen lasse, sie sind doch noch nicht zeitig genug." Aber dieses Geschichtchen reizet nicht stark genug, es ist zu platt" ꝛc. — Ich gestehe es Hermann Axeln zu, das Geschichtchen ist sehr platt und verdienet nichts weniger als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es blos deswegen so platt geworden, weil kein Thier darin redet und handelt? Gewiß nicht, sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen bloßem Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt, in ein anders Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns erwecket. „Ein Mensch"! das ist ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabei denken? Es giebt deren so viele! Aber „ein Fuchs"! Der Fabulist weiß nur von einem Fuchse, und sobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Hermann Axel also wenigstens einen Gasconier setzen müssen. Und alsdenn würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel durch die bloße Weglassung des Thieres so viel eben nicht verlöre, besonders wenn er in dem nämlichen Verhältnisse auch die übrigen Umstände geändert und den Gasconier nach etwas mehr als nach Birnen lüstern gemacht hätte.

Da also die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Ursache sind, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt, so kömmt mir es sehr sonderbar vor, wenn man es Einem zum besondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in seinen Fabeln nicht singe, noch der Pelikan sein Blut für seine Jungen vergieße."*) — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studiren sollte! Wenn dergleichen Eigenschaften allgemein bekannt sind, so sind sie werth, gebraucht zu werden, der Naturalist mag sie bekräftigen oder nicht. Und Derjenige, der sie uns, es sei durch seine Exempel oder durch seine Lehre, aus den Händen spielen will, der nenne uns erst andere Individua, von denen es bekannt ist, daß ihnen die nämlichen Eigenschaften in der That zukommen.

*) Man sehe die Critische Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln. — [Sie ist von Bodmer. Der Verfasser der 1744 zuerst gedruckten Fabeln ist der Züricher Landedelmann Johann Ludwig Meier von Knonau. — A. d. H.]

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltner kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am Allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten, will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe[1]) ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Fabel z. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.

Indem ich aber die Charaktere der Thiere zur eigentlichen Ursache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht sagen, daß die Thiere dem Fabulisten sonst zu weiter gar nichts nützten. Ich weiß es sehr wohl, daß sie unter Andern in der zusammengesetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein Großes vermehren, welches alsdenn kaum merklich ist, wenn sowohl der wahre als der erdichtete einzelne Fall beide aus handelnden Personen von einerlei Art, aus Menschen, bestehen. Da aber dieser Nutzen, wie gesagt, nur in der zusammengesetzten Fabel stattfindet, so kann er die Ursache nicht sein, warum die Thiere auch in der einfachen Fabel, und also in der Fabel überhaupt dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen als die Menschen.

Ja, ich will es wagen, den Thieren und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht und anstatt der Menschen Thiere oder noch geringere Geschöpfe annimmt? Man erinnere sich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und

---

1) La Fontaine, L. V. fab. 2. — A. d. H.

Lamme, wie sie oben[1]) in die Fabel von dem Priester und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme, aber dieses Mitleiden ist so schwach, daß es unserer anschauenden Erkenntniß des moralischen Satzes keinen merklichen Eintrag thut. Hingegen wie ist es mit dem armen Manne? Kömmt es mir nur so vor, oder ist es wirklich wahr, daß wir mit diesem viel zu viel Mitleiden haben und gegen den Priester viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anschauende Erkenntniß des moralischen Satzes hier ebenso klar sein könnte, als sie dort ist?

---

1) S. 61. — A. d. H.

III.

Von der Eintheilung der Fabeln.

Die Fabeln sind verschiedener Eintheilungen fähig. Von einer, die sich aus der verschiednen Anwendung derselben ergiebt, habe ich gleich anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder blos auf einen allgemeinen moralischen Satz angewendet und heißen einfache Fabeln, oder sie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demselben moralischen Satze enthalten ist, und heißen zusammengesetzte Fabeln. Der Nutzen dieser Eintheilung hat sich bereits an mehr als einer Stelle gezeiget.

Eine andere Eintheilung würde sich aus der verschiednen Beschaffenheit des moralischen Satzes herholen lassen. Es giebt nämlich moralische Sätze, die sich besser in einem einzeln Falle ihres Gegentheils als in einem einzeln Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen ist, anschauend erkennen lassen. Fabeln also, welche den moralischen Satz in einem einzeln Falle des Gegentheils zur Intuition bringen, würde man vielleicht indirecte Fabeln, sowie die andern directe Fabeln nennen können.

Doch von diesen Eintheilungen ist hier nicht die Frage, noch viel weniger von jener unphilosophischen Eintheilung nach den verschiedenen Erfindern oder Dichtern, die sich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunstrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Eintheilung der Fabel von einer Verschiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt, von der Verschiedenheit nämlich der darin handelnden Personen. Und diese Eintheilung ist es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius[1]) ist ohne Zweifel der älteste Scribent, der ihrer erwähnet. *Του δε μυθου*, sagt er in seinen Vorübungen, *το μεν ἐστι λογικον, το δε ἠθικον, το δε μικτον. Και λογικον μεν ἐν ᾧ τι ποιων ἀνθρωπος πεπλασται, ἠθικον δε το των ἀλογων ἠθος ἀπομιμουμενον, μικτον δε το ἐξ ἀμφοτερων ἀλογου και λογικου.* Es giebt drei Gattungen von Fabeln: die vernünftige, in welcher der Mensch die handelnde Person ist; die sittliche, in welcher unvernünftige Wesen aufgeführet werden; die vermischte, in welcher sowohl unvernünftige als vernünftige Wesen vorkommen. — Der Hauptfehler dieser Eintheilung, welcher sogleich einem Jeden in die Augen leuchtet, ist der, daß sie das nicht erschöpft, was sie erschöpfen sollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegorischen Personen bestehen? Aphthonius hat die vernünftige Gattung ausdrücklich auf den einzigen Menschen eingeschränkt. Doch wenn diesem Fehler auch abzuhelfen wäre, was kann dem ohngeachtet roher und mehr von der obersten Fläche abgeschöpft sein als diese Eintheilung? Oeffnet sie uns nur auch die geringste freiere Einsicht in das Wesen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel ebenso wohl gethan haben, wenn er von der Eintheilung der Fabel gar geschwiegen hätte, als daß er uns mit jener kahlen Aphthonianischen abspeisen will. Aber was wird man vollends von ihm sagen, wenn ich zeige, daß er sich hier auf einer kleinen Tücke treffen läßt? Kurz zuvor sagt er unter Andern von den Personen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die Eiche und das Schilf,[2]) sondern auch den eisernen und den irdenen Topf ihre Rollen spielen sehen. Nur der Herr Verstand und das Fräulein Einbildungskraft und Alles, was ihnen ähnlich siehet, sind von diesem Theater ausgeschlossen worden, weil es ohne Zweifel schwerer ist, diesen blos geistigen Wesen einen charaktermäßigen Körper zu geben, als Körpern, die einige Analogie mit unsern Organen haben, Geist und Seele zu geben." *) — Merkt man, wider wen dieses geht? Wider den de la Motte, der sich in seinen Fabeln der allegorischen Wesen sehr häufig bedienet. Da dieses nun nicht nach dem Geschmacke unsers oft

*) Nach der Ramler'schen Uebersetzung, S. 244.

1) Rhetor aus Antiochia, lebte um 300 n. Chr. — A. d. H.
2) Fab. Aesop. 179, Halm; La Fontaine, L. I. fab. 22. — A. d. H.

mehr ekeln als feinen Kunstrichters war, so konnte ihm die Aphthonianische mangelhafte Eintheilung der Fabel nicht anders als willkommen sein, indem es durch sie stillschweigend gleichsam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegorischen Wesen gar nicht in die Aesopische Fabel gehören. Und diese Regel eben möchte Batteux gar zu gern festsetzen, ob er sich gleich nicht getrauet, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein System von der Fabel kann auch nicht wohl ohne sie bestehen. „Die Aesopische Fabel,“ sagt er, „ist, eigentlich zu reden, das Schauspiel der Kinder; sie unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Geringfügigkeit und Naivität ihrer spielenden Personen. Man sieht auf diesem Theater keinen Cäsar, keinen Alexander, aber wohl die Fliege und die Ameise“ 2c. — Freilich, diese Geringfügigkeit der spielenden Personen vorausgesetzt, konnte Batteux mit den höhern poetischen Wesen des de la Motte unmöglich zufrieden sein. Er verwarf sie also, ob er schon einen guten Theil der besten Fabeln des Alterthums zugleich mit verwerfen mußte, und zog sich, um den kritischen Anfällen deswegen weniger ausgesetzt zu sein, unter den Schutz der mangelhaften Eintheilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Gattungen von Fabeln, die in seiner Eintheilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammen könnte! Und diesen Mißbrauch einer erschlichenen Autorität nenne ich eben die kleine Tücke, deren sich Batteux in Ansehung des de la Motte hier schuldig gemacht hat.

Wolff*) hat die Eintheilung des Aphthonius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edlern Gebrauch davon gemacht. Diese Eintheilung in vernünftige und sittliche Fabeln, meinet er, klinge zwar ein Wenig sonderbar; denn man könnte sagen, daß eine jede Fabel sowohl eine vernünftige als eine sittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich sei eine jede Fabel insofern, als sie einer sittlichen Wahrheit zum Besten erfunden worden, und vernünftig insofern, als diese sittliche Wahrheit der Vernunft gemäß ist. Doch da es einmal gewöhnlich sei, diesen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, so wolle er keine Neuerung machen. Aphthonius habe übrigens bei seiner Eintheilung die Absicht gehabt, die Verschiedenheit der Fabeln ganz zu erschöpfen, und mehr nach dieser Absicht als nach den Worten, deren er sich dabei bedient habe, müsse sie beurtheilet

*) Philosophiae practicae universalis Pars post., §. 303.

werden. Absit enim, sagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit so billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der Aphthonianischen Eintheilung bei und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefunden, so scharfsinnig hineinzulegen, daß sie das vollkommene Ansehen einer richtigen philosophischen Eintheilung bekömmt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten," sagt er, „so legen wir entweder den Subjecten solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädicate bei, als ihnen zukommen, oder wir legen ihnen solche bei, die ihnen nicht zukommen. In dem ersten Falle heißen es vernünftige Fabeln, in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln heißen es, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel haben."

Nach dieser Wolffischen Verbesserung also beruhet die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verschiedenheit der Subjecte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädicate, die von diesen Subjecten gesagt werden. Ihr zu Folge kann eine Fabel Menschen zu handelnden Personen haben und dennoch keine vernünftige Fabel sein, so wie sie eben nicht nothwendig eine sittliche Fabel sein muß, weil Thiere in ihr aufgeführet werden. Die oben[1]) angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine sittliche Fabel sein, weil sie die Eigenschaften und das Betragen gewisser Thiere nachahmet; wie hingegen Wolff den Sinn des Aphthonius genauer bestimmt hat, ist sie eine vernünftige Fabel, weil nicht das Geringste von den Hähnen darin gesagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So ist es mit mehrern, z. E. Der Vogelsteller und die Schlange,*) Der Hund und der Koch,**) Der Hund und der Gärtner,***) Der Schäfer und der Wolf,†) lauter Fabeln, die nach der gemeinen Einthei-

*) Fab. Aesop. 32. [Halm 171. — A. d. H.]
**) Fab. Aesop. 34. [Halm 232. — A. d. H.]
***) Fab. Aesop. 67. [Halm 192. — A. d. H.]
†) Fab. Aesop. 71. [Halm 374. — A. d. H.]

1) S. 43. — A. d. H.

lung unter die sittlichen und vermischten, nach der verbesserten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieser Eintheilung unsers Weltweisen können bewenden lassen? Ich weiß nicht. Wider ihre logicalische Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; sie erschöpft Alles, was sie erschöpfen soll. Aber man kann ein guter Dialektiker sein, ohne ein Mann von Geschmack zu sein, und das Letzte war Wolff leider wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier so gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermuthet, daß er zwar richtig gedacht, aber sich nicht so vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es besonders die Kunstrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjecten Leidenschaften und Handlungen, überhaupt Prädicate beigelegt werden, deren sie nicht fähig sind, die ihnen nicht zukommen. Dieses nicht zukommen kann einen übeln Verstand machen. Der Dichter, kann man daraus schließen, ist also nicht gehalten, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf sanftmüthig, den Esel feurig vorstellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Hasen jagen lassen. Alles dieses kömmt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine sittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nöthig ist es, dieser gefährlichen Auslegung, diesen mit einer Ueberschwemmung der abgeschmacktesten Märchen drohenden Folgerungen vorzubauen!

Man erlaube mir also, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweisen so wenig als möglich aus dem Gesichte verlieren, und vielleicht kommen wir am Ende der Bahn zusammen. — Ich habe gesagt und glaube es erwiesen zu haben, daß auf der Erhebung des einzeln Falles zur Wirklichkeit der wesentliche Unterschied der Parabel oder des Exempels überhaupt und der Fabel beruhet. Diese Wirklichkeit ist der Fabel so unentbehrlich, daß sie sich eher von ihrer Möglichkeit als von jener etwas abbrechen läßt. Es streitet minder mit ihrem Wesen, daß ihr einzelner Fall nicht schlechterdings möglich ist, daß er nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen möglich ist, als daß er nicht als wirklich vorgestellt werde. In Ansehung dieser Wirklichkeit folglich ist die Fabel keiner Verschiedenheit fähig, wohl aber in Ansehung ihrer Möglichkeit, welche sie veränderlich zu sein erlaubt. Nun ist, wie gesagt, diese Möglichkeit entweder eine unbedingte oder

bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel ist entweder schlechterdings möglich, oder er ist es nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen. Die Fabeln also, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen, Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewissen Voraussetzungen ist, mögen sittliche heißen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabtheilung, die sittlichen aber leiden sie. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabel oder die Prädicate dieser Subjecte: der Fall der Fabel ist entweder möglich, vorausgesetzt, daß diese und jene Wesen existiren, oder er ist es, vorausgesetzt, daß diese und jene wirklich existirende Wesen (nicht andere Eigenschaften, als ihnen zukommen; denn sonst würden sie zu andern Wesen werden, sondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenschaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange besitzen. Jene Fabeln, worin die Subjecte vorausgesetzt werden, wollte ich mythische Fabeln nennen, und diese, worin nur erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjecte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, hyperphysische Fabeln nennen. —

Ich will diese meine Eintheilung noch durch einige Beispiele erläutern. Die Fabel: Der Blinde und der Lahme, [1]) Die zwei kämpfenden Hähne, Der Vogelsteller und die Schlange, Der Hund und der Gärtner sind lauter vernünftige Fabeln, obschon bald lauter Thiere, bald Menschen und Thiere darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall ist schlechterdings möglich, oder, mit Wolffen zu reden, es wird den Subjecten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln: Apollo und Jupiter,*) Hercules und Plutus,**) Die verschiedene Bäume in ihren besondern Schutz nehmende Götter,***) kurz, alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegorischen Personen, aus Geistern und Gespenstern, aus andern erdichteten Wesen, dem Phönix z. E., bestehen, sind sittliche Fabeln, und zwar mythisch-sittliche; denn es wird darin vorausgesetzt, daß

*) Fab. Aesop. 187. [Halm 151. — A. d. H.]
**) Phaedrus, libr. IV. fab. 12.
***) Phaedrus, libr. III. fab. 17.

1) Gellert, 16. Fabel des ersten Buchs. Die folgenden drei sind oben S. 68 citirt. — A. d. H.

alle diese Wesen existiren oder existiret haben, und der Fall, den sie enthalten, ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm,*) Der Fuchs und der Storch,**) Die Natter und die Feile,***) Die Bäume und der Dornstrauch,****) Der Oelbaum und das Rohr†) ꝛc. sind gleichfalls sittliche, aber hyperphysisch-sittliche Fabeln; denn die Natur dieser wirklichen Wesen wird erhöhet, die Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eines muß ich hierbei erinnern. Man bilde sich nicht ein, daß diese Gattung von Fabeln sich blos auf die Thiere und andere geringere Geschöpfe einschränke: der Dichter kann auch die Natur des Menschen erhöhen und die Schranken seiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel z. E. von einem Propheten würde eine hyperphysisch-sittliche Fabel sein; denn die Gabe zu prophezeihen kann dem Menschen blos nach einer erhöhtern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzählung von den himmelstürmenden Riesen als eine Aesopische Fabel behandeln und sie dahin verändern wollte, daß ihr unsinniger Bau von Bergen auf Bergen endlich von selbst zusammenstürzte und sie unter den Ruinen begrübe, so würde keine andere als eine hyperphysisch-sittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen, der vernünftigen und sittlichen Fabel, entstehet auch bei mir eine vermischte Gattung, wo nämlich der Fall zum Theil schlechterdings, zum Theil nur unter gewissen Voraussetzungen möglich ist. Und zwar können dieser vermischten Fabeln dreierlei sein; die vernünftig-mythische Fabel, als: Hercules und der Kärrner,††) Der arme Mann und der Tod;†††) die vernünftig-hyperphysische Fabel, als: Der Holzschläger und der Fuchs,††††) Der Jäger und der Löwe,§) und endlich die hyperphysisch-mythische Fabel, als: Jupiter und das Kameel,§§) Jupiter und die Schlange§§§) ꝛc.

Und diese Eintheilung erschöpft die Mannichfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja, man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle ihr zu Folge zweifelhaft bleibe, welches bei allen andern Eintheilungen geschehen muß, die sich blos auf die

*) Phaedrus, libr. I. fab. 1.
**) Phaedrus, libr. I. fab. 26.
***) Phaedrus, libr. IV. fab. 8.
****) Fab. Aesop. 313. [Fehlt bei Halm. Es ist Jotham's Fabel aus dem Buch der Richter 9, 8 bis 15. — A. d. H.]
†) Fab. Aesop. 143. [Halm 179b. — A. d. H.]
††) Fab. Aesop. 336. [Halm 81. — A. d. H.]
†††) Fab. Aesop. 20. [Halm 90b. — A. d. H.]
††††) Fab. Aesop. 127. [Halm 35. — A. d. H.]
§) Fab. Aesop. 280. [Halm 403. — A. d. H.]
§§) Fab. Aesop. 197. [Halm 184. — A. d. H.]
§§§) Fab. Aesop. 189. [Halm 153. — A. d. H.]

Verschiedenheit der handelnden Personen beziehen. Die Breitinger'sche Eintheilung ist davon nicht ausgeschlossen, ob er schon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir gesehen haben, größtentheils auf die Beschaffenheit der handelnden Personen ankommen, so klingen seine Worte nur gründlicher, und er ist in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel," sagt er, „hat seine verschiedene Grade. — Der niedrigste Grad des Wunderbaren findet sich in derjenigen Gattung der Fabeln, in welchen ordentliche Menschen aufgeführet werden. — Weil in denselben das Wahrscheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, so können sie mit Fug wahrscheinliche oder in Absicht auf die Personen menschliche Fabeln benennet werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äußert sich in derjenigen Classe der Fabeln, in welchen ganz andere als menschliche Personen aufgeführet werden. — Diese sind entweder von einer vortrefflichern und höhern Natur, als die menschliche ist, z. E. die heidnischen Gottheiten, — oder sie sind in Ansehung ihres Ursprungs und ihrer natürlichen Geschicklichkeit von einem geringern Rang als die Menschen, als z. E. die Thiere, Pflanzen rc. — Weil in diesen Fabeln das Wunderbare über das Wahrscheinliche nach verschiedenen Graden herrschet, werden sie deswegen nicht unfüglich wunderbare und in Absicht auf die Personen entweder göttliche oder thierische Fabeln genennt." — Und die Fabel von den zwei Töpfen, die Fabel von den Bäumen und dem Dornstrauche? Sollen die auch thierische Fabeln heißen? Oder sollen sie und ihresgleichen eigne Benennungen erhalten? Wie sehr wird diese Namenrolle anwachsen, besonders wenn man auch alle Arten der vermischten Gattung benennen sollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man nach dieser Breitinger'schen Eintheilung oft zweifelhaft sein kann, zu welcher Classe man diese oder jene Fabel rechnen soll, so betrachte man die schon angeführte Fabel von dem Gärtner und seinem Hunde [1]) oder die noch bekanntere von dem Ackersmanne und der Schlange; aber nicht so, wie sie Phädrus erzählet, sondern wie sie unter den griechischen Fabeln vorkömmt.[2]) Beide haben einen so geringen Grad des Wunderbaren, daß man sie nothwendig zu den wahrscheinlichen, das ist menschlichen Fabeln rechnen müßte. In beiden

1) S. 68. — A. d. H.
2) Phaedrus, libr. IV. fab. 18; Fab. Aesop. 170 (Halm 97). — A. d. H.

aber kommen auch Thiere vor, und in Betrachtung dieser würden sie zu den vermischten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrscheinliche herrscht als in jenen. Folglich würde man erst ausmachen müssen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Personen der Fabel anzusehen wären oder nicht, ehe man der Fabel selbst ihre Classe anweisen könnte.

Ich will mich bei diesen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, sondern mit einer Anmerkung schließen, die sich überhaupt auf die hyperphysischen Fabeln beziehet, und die ich zur richtigern Beurtheilung einiger von meinen eigenen Versuchen nicht gern anzubringen vergessen möchte. — Es ist bei dieser Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabulist die Natur der Thiere und andrer niedrigern Geschöpfe erhöhen, und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürfe. Ich antworte kurz: so weit und so nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus Allem, was er sie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessen willen er sie seiner Absicht bequemer fand als alle andere Individua. Ist dieses; denken, reden und thun sie durchaus nichts, was ein ander Individuum von einem andern oder gar ohne Charakter ebenso gut denken, reden und thun könnte: so wird uns ihr Betragen im Geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modificationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Nur ihren Charakter, wie gesagt, müssen wir durch die ganze Fabel finden, und finden wir diesen, so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Thiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen. Es ist unbeschreiblich, wie viel sophismata non causae ut causae die Kunstrichter in dieser Materie gemacht haben. Unter Andern der Verfasser der Critischen Briefe, wenn er von seinem Hermann Axel sagt: „Daher schreibt er auch den unvernünftigen Thieren, die er aufführt, niemals eine Reihe von Anschlägen zu, die in einem System, in einer Verknüpfung stehen und zu einem Endzwecke von Weitem her angeordnet sind. Denn dazu gehöret eine Stärke der Vernunft, welche über den Instinct ist. Ihr Instinct giebt nur flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft von

sich, die sich nicht lange emporhalten kann. Aus dieser Ursache werden diese Fabeln mit Thierpersonen ganz kurz und bestehen nur aus einem sehr einfachen Anschlage oder Anliegen. Sie reichen nicht zu, einen menschlichen Charakter in mehr als einem Lichte vorzustellen, ja, der Fabulist muß zufrieden sein, wenn er nur einen Zug eines Charakters vorstellen kann. Es ist eine ausschweifende Idee des Pater Bossu, daß die Aesopische Fabel sich in dieselbe Länge wie die epische Fabel ausdehnen lasse. Denn das kann nicht geschehen, es sei denn, daß man die Thiere nichts von den Thieren behalten lasse, sondern sie in Menschen verwandle, welches nur in possierlichen Gedichten angehet, wo man die Thiere mit gewissem Vorsatz in Masken aufführet und die Verrichtungen der Menschen nachäffen läßt" ꝛc. — Wie sonderbar ist hier das aus dem Wesen der Thiere hergeleitet, was der Kunstrichter aus dem Wesen der anschauenden Erkenntniß und aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel hätte herleiten sollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des Pater Bossu[1]) nichts taugt. Die Aesopische Fabel, in die Länge einer epischen Fabel ausgedehnet, höret auf, eine Aesopische Fabel zu sein, aber nicht deswegen, weil man den Thieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache ertheilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen die Folge von Handlungen in der Epopöe erfordern würde, ertheilen dürfte; nicht deswegen, weil die Thiere alsdenn zu viel Menschliches haben würden: sondern deswegen, weil die Einheit des moralischen Lehrsatzes verloren gehen würde; weil man diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Theile so gewaltsam aus einander gedehnet und mit fremden Theilen vermischt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntniß erfordert unumgänglich, daß wir den einzeln Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzu viel Theile hat, oder seine Theile allzu weit aus einander liegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter, noch williger aber dem Epopöendichter erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläuftig sind, als daß wir sie auf einmal zu

1) René le Bossu (1631—1680) gab zu Paris 1675 einen „Traité du poëme épique" heraus. — A. d. H.

übersehen vermöchten. In dem Skelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehöret für den kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darin liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hineingelegt hat. Daß übrigens das eingeschränkte Wesen der Thiere von dieser nicht zu erlaubenden Ausdehnung der Aesopischen Fabel die wahre Ursach nicht sei, hätte der kritische Briefsteller gleich daher abnehmen können, weil nicht blos die thierische Fabel, sondern auch jede andere Aesopische Fabel, wenn sie schon aus vernünftigen Wesen bestehet, derselben unfähig ist. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Manne und dem Tode, läßt sich ebenso wenig zur Länge des epischen Gedichts erstrecken als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchse und dem Raben. Kann es also an der Natur der Thiere liegen? Und wenn man mit Beispielen streiten wollte, wie viel sehr gute Fabeln ließen sich ihm nicht entgegensetzen, in welchen den Thieren weit mehr als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beigelegt wird, und man sie ihre Anschläge ziemlich von Weitem her zu einem Endzwecke anwenden siehet. Z. E. Der Adler und der Käfer,*) Der Adler, die Katze und das Schwein 2c.**)

Unterdessen, dachte ich einsmals bei mir selbst, wenn man dem ohngeachtet eine Aesopische Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die itztberührten Unbequemlichkeiten dieser Länge wegfielen? Wie müßte unser Reineke Fuchs aussehen, wenn ihm der Name eines Aesopischen Heldengedichts zukommen sollte? Mein Einfall war dieser: Vors Erste müßte nur ein einziger moralischer Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; vors Zweite müßten die vielen und mannichfaltigen Theile dieses Ganzen unter gewisse Haupttheile gebracht werden, damit man sie wenigstens in diesen Haupttheilen auf einmal übersehen könnte; vors Dritte müßte jeder dieser Haupttheile ein besonders Ganze, eine für sich bestehende Fabel sein können, damit das große Ganze aus gleichartigen Theilen bestünde. Es müßte, um Alles zusammenzunehmen, der allgemeine moralische Satz in seine einzelne Begriffe aufgelöset werden; jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in

*) Fab. Aesop. 2. [Halm 7. — A. d. H.]
**) Phaedrus libr. II. fab. 4.

einer besondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese besondern Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reineke Fuchs von diesen Requisitis! Am Besten also, ich mache selbst die Probe, ob sich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urtheile man, wie diese Probe ausgefallen ist! Es ist die sechzehnte Fabel meines dritten Buchs und heißt: Die Geschichte des alten Wolfs in sieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen sieben Fabeln zusammengenommen liegt, ist diese: „Man muß einen alten Böswicht nicht auf das Aeußerste bringen und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch sein mag, benehmen." Dieses Aeußerste, diese Benehmung aller Mittel zerstückte ich, machte verschiedene mißlungene Versuche des Wolfs daraus, des gefährlichen Raubens künftig müßig gehen zu können, und bearbeitete jeden dieser Versuche als eine besondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung stehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf sieben, und mit dem Rangstreite der Thiere auf vier Fabeln[1]) gebracht habe, wird ein Andrer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

---

1) 7.—10. Fabel des dritten Buchs. — A. d. H.

IV.

Von dem Vortrage der Fabeln.

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierin Aesopus, oder ist Phädrus, oder ist La Fontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Aesopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben und in ein Buch zusammengetragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urtheilen, war sein Vortrag von der äußersten Präcision; er hielt sich nirgends bei Beschreibungen auf; er kam sogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und Unnützen. So charakterisirt ihn de la Motte, und richtig. Diese Präcision und Kürze, worin er ein so großes Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter Andern dringet mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der sich vornahm, die Erfindungen des Aesopus in Versen auszubilden, hat offenbar den festen Vorsatz gehabt, sich an diese Regel zu halten, und wo er davon abgekommen ist, scheinet ihn das Silbenmaß und der poetischere Stil, in welchen uns auch das allersimpelste Silbenmaß wie unvermeidlich verstrickt, gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber La Fontaine? Dieses sonderbare Genie! La Fontaine! Nein, wider ihn selbst habe ich nichts; aber wider seine Nachahmer, wider seine blinden Verehrer! La Fontaine kannte

die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was ihre Muster und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel sei; er gestand es zu, daß es ihr vornehmster Schmuck sei, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte*) mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präcision und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieses Eigenschaften, die zu erreichen ihn seine Sprache zum Theil verhindert hätte, und blos deswegen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen können, habe er geglaubt, qu'il fallait en récompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait." Alle die Lustigkeit, sagt er, durch die ich meine Fabeln aufgestützt habe, soll weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten sein, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend gewesen bin. — Welch Bekenntniß! In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntniß mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publico aufgenommen! Es glaubte, La Fontaine wolle ein bloßes Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders sein; denn die Schadloshaltung hatte allzu viel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben,**) meinte sogar, La Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgesetzt, und de la Motte schrie über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide!

Unterdessen, da La Fontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit durch ein so großes Muster, als ihm Phädrus schien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er setzte also hinzu: „Und meinen Fabeln diese Lustigkeit zu ertheilen, habe ich um so viel eher wagen dürfen, da Quintilian lehret, man könne die Erzählungen nicht lustig genug machen (égayer). Ich brauche keine Ursache hiervon anzugeben, genug, daß es Quintilian sagt." — Ich habe wider diese Autorität zweierlei zu erinnern. Es ist wahr, Quintilian sagt: Ego vero narrationem, ut si ullam partem orationis omni qua potest gratia et venere exornandam

*) In der Vorrede zu seinen Fabeln.

**) Fontenelle. — [Bernard le Bovier de Fontenelle, Enkel von Pierre Corneille, geb. 1657 zu Rouen, starb erst 1757. — A. d. H.]

puto,*) und dieses muß die Stelle sein, worauf sich La Fontaine stützet. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzählung so viel als möglich, obgleich nach Maßgebung der Sache,**) zu ertheilen befiehlet, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meinen, daß grade die Lustigkeit dadurch ausgeschlossen werde. Doch der Hauptpunkt ist hier dieser: Quintilian redet von der Erzählung des Facti in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieser sagt, ziehet La Fontaine wider die ausdrückliche Regel der Alten auf die Fabel. Er hätte diese Regel unter Andern bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie sein! — und setzt hinzu: *εν δε τοις μυθοις απλουστεραν την ερμηνειαν ειναι δει και προσφυη· και ως δυνατον, ακατασκευον τε και σαφη·* Die Erzählung der Fabel soll noch planer sein, sie soll zusammengepreßt, so viel als möglich ohne alle Zierrathen und Figuren, mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden sein.

Dem La Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieser Autorität des Quintilian's gar gern. Man weiß ja, wie die Franzosen überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigene Autores mit der unverzeihlichsten Flatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempel! De la Motte sagt von dem La Fontaine: Tout original qu'il est dans les manières, il était admirateur des anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent été ses modèles. *La brièveté*, dit-il, *est l'âme de la fable et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit.****) Man kann nicht verstümmelter anführen, als de la Motte hier den La Fontaine anführet! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunstrichter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel sei, oder spricht es vielmehr in seiner eigenen Person; er beruft sich nicht wegen der Kürze, sondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrschen solle, auf das Zeugniß des Quintilian's, und würde sich wegen jener sehr schlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgend bei ihm findet.

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beifall, den La Fontaine mit seiner muntern Art zu erzählen

*) Quintilianus, Inst. Orat. lib. IV. cap. 2.

**) Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam exponimus. *Idem ibidem.*

***) Discours sur la fable, p. 17.

erhielt, machte, daß man nach und nach die Aesopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philosophie, und aus diesem holten sie die Lehrer der Redekunst in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neuern muß man das, was man von der Aesopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen, bis auf die Zeiten des La Fontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmuthigen poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu; die Lehrer der Redekunst ließen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreisen, und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie so viel als möglich auszuputzen uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kömmt, wo ihm jene ἑρμηνεια ἀκατασκευος der Fabel so oft empfohlen worden, kann der wissen, woran er ist, wenn er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichniß von Zierrathen lieset, deren die Erzählung der Fabel fähig sein soll? Er muß voller Verwunderung fragen: So hat sich denn bei den Neuern ganz das Wesen der Dinge verändert? Denn alle diese Zierrathen streiten mit dem wirklichen Wesen der Fabel. Ich will es beweisen.

Wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können, und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein als möglich. Alle Zierrathen aber sind dieser Kürze entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können: folglich streiten alle Zierrathen, insofern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieser Kürze braucht die Fabel gern die allerbekanntesten Thiere, damit sie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu schildern, um Eigenschaften zu bemerken, die ihr ohne diese Namen allzu viel Worte kosten würden. Nun höre man den Batteux: „Diese Zierrathen bestehen erstlich in Gemäl-

den, Beschreibungen, Zeichnungen der Oerter, der Personen, der Stellungen." — Das heißt: Man muß nicht schlechtweg z. E. ein Fuchs sagen, sondern man muß sein sagen:

> **Un vieux renard, mais des plus fins,**
> **Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,**
> **Sentant son renard d'une lieue etc.**[1])

Der Fabulist brauchet Fuchs, um mit einer einzigen Silbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen, und der Poet will lieber von dieser Bequemlichkeit nichts wissen, will ihr entsagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen soll, eine lustige Beschreibung von einem Dinge zu machen, dessen ganzer Vorzug hier eben dieser ist, daß es keine Beschreibung bedarf.

Der Fabulist will in einer Fabel nur eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es also sorgfältig vermeiden, die Theile derselben so einzurichten, daß sie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Theilen zusammengenommen erkennen sollen. Viel weniger wird er eine solche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfließen lassen, damit er unsere Aufmerksamkeit nicht von seinem Zwecke abbringe oder wenigstens schwäche, indem er sie unter mehrere allgemeine moralische Sätze theilet. — Aber Batteux, was sagt der? „Die zweite Zierrath," sagt er, „bestehet in den Gedanken, nämlich in solchen Gedanken, die hervorstechen und sich von den übrigen auf eine besondere Art unterscheiden."

Nicht minder widersinnig ist seine dritte Zierrath, die Allusion. — Doch wer streitet denn mit mir? Batteux selbst gesteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieses nur Zierrathen solcher Erzählungen sind, die vornehmlich zur Belustigung gemacht werden." Und für eine solche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich so eigensinnig, sie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieser Nutzen seinem Wesen nach schon anmuthig genug ist, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freilich geht es dem La Fontaine und allen seinen Nachahmern wie meinem Manne mit dem Bogen;*) der Mann wollte, daß sein Bogen mehr als glatt sei; er ließ Zierrathen darauf

*) S. die erste Fabel des dritten Buchs.

1) La Fontaine, L. V. fab. 5. — A. d. H.

schnitzen, und der Künstler verstand sehr wohl, was für Zierrathen auf einen Bogen gehörten, er schnitzte eine Jagd darauf: nun will der Mann den Bogen versuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künstlers? Wer hieß den Mann, so wie zuvor damit zu schießen? Er hätte den geschnitzten Bogen nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen und seine Augen daran weiden sollen! Mit einem solchen Bogen schießen zu wollen! — Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle mitsammt ihrem Homer aus seiner Republik verbannte, dem Aesopus aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte, freilich würde auch er nunmehr zu dem Aesopus, so wie ihn La Fontaine verkleidet hat, sagen: Freund, wir kennen einander nicht mehr! Geh auch Du Deinen Gang! Aber was geht es uns an, was so ein alter Grillenfänger wie Plato sagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdessen, da ich so sehr billig bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaßen gegen mich sein wird. Ich habe die erhabene Absicht, die Welt mit meinen Fabeln zu belustigen, leider nicht gehabt; ich hatte mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre, die ich, meistens zu meiner eigenen Erbauung, gern in besondern Fällen übersehen wollte; und zu diesem Gebrauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufschreiben zu können. Wenn ich aber itzt die Welt gleich nicht belustige, so könnte sie doch mit der Zeit vielleicht durch mich belustiget werden. Man erzählt ja die neuen Fabeln des Abstemius[1]) ebenso wohl als die alten Fabeln des Aesopus in Versen; wer weiß, was meinen Fabeln aufbehalten ist, und ob man auch sie nicht einmal mit aller möglichen Lustigkeit erzählet, wenn sie sich anders durch ihren innern Werth eine Zeit lang in dem Andenken der Welt erhalten? In dieser Betrachtung also bitte ich vor itzo mit meiner Prosa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht einmal aussagen läßt. Wenn ich mit der allzu muntern und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des La Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das andere Extremum verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelstraße des Phädrus und erzählte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Versen? Denn prosaische Fabeln, wer wird die lesen

1) Laurentius Abstemius, aus Macerata, Lehrer zu Urbino und Bibliothekar des Herzogs Guido Ubaldo, hat 1495 hundert Fabeln unter dem Titel „Hekatomythium" veröffentlicht und zehn Jahre später ein zweites Hundert folgen lassen. — A. d. H.

wollen! — Diesen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im Voraus darauf antworten? Zweierlei. Erstlich, was man mir am Leichtesten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Versen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bei sich fühlte, schob die Schuld auf seine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung und glaube überhaupt, daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein, welche es will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von einer Natur, und die Schuld ist also einzig und allein meine. Ich habe die Versification nie so in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weise besorgen dürfen, das Silbenmaß und der Reim werde hier und da den Meister über mich spielen. Geschähe das, so wäre es ja um die Kürze gethan und vielleicht noch um mehr wesentliche Eigenschaften der guten Fabel. Denn zweitens — Ich muß es nur gestehen, ich bin mit dem Phädrus nicht so recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er seine Moral oft zu Anfange der Fabeln setze, und daß er uns manchmal eine allzu unbestimmte Moral gebe, die nicht deutlich genug aus der Allegorie entspringe.“ Der erste Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit, der zweite ist unendlich wichtiger und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beschuldigungen rechtfertigen, sondern meine eigne vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begehet. Wie viel Beweise will man? z. E.

Fab. 4. Libri I.

Canis per flumen, carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum etc.

Es ist unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hat er das Wasser um sich her nothwendig so getrübt, daß er sein Bildniß unmöglich darin sehen können. Die griechischen Fabeln sagen:[1] *Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε*; das braucht weiter nichts zu heißen, als: er ging über den Fluß, — auf einem niedrigen Steige, muß man sich vorstellen. Aphthonius bestimmt diesen Umstand noch behutsamer: *Κρεας ἁρπασασα τις κυων παρ᾽ αὐτην διηει την ὀχθην*· der Hund ging an dem Ufer des Flusses.

---

1) Fab. Aesop. 210 (Halm 233). — A. d. H.

Fab. 5. *Lib. I.*

Vacca et capella et patiens ovis injuriae
Socii fuere cum leone in saltibus.

Welch eine Gesellschaft! Wie war es möglich, daß sich diese Viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Diese Ungereimtheit haben die Kunstrichter schon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß sie von des Phädrus eigener Erfindung ist. Im Griechischen ist diese Fabel zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (*ὀναγρος*). Von dem wilden Esel ist es bekannt, daß er ludert, und folglich konnte er an der Beute Theil nehmen. Wie elend ist ferner die Theilung bei dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quoniam leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi;
Tum quia plus valeo, me sequetur tertia;
Malo afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortrefflich hingegen ist sie im Griechischen! [1]) Der Löwe macht sogleich drei Theile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Theil für den König oder für die Schatzkammer des Staats bei Seite gelegt. Und dieses Theil, sagt der Löwe, gehöret mir, *βασιλευς γαρ ειμι·* das zweite Theil gehört mir auch, *ὡς ἐξ ἰσου κοινωνων*, nach dem Rechte der gleichen Theilung; und das dritte Theil *κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελῃς φυγειν*.

Fab. 11. *Lib. I.*

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras etc.

— — — —

Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Esel in das Gesträuche, der Esel schreiet, die Thiere erschrecken in ihren Lagern, und da sie durch die bekannten Ausgänge davonfliehen wollen, fallen sie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch einen Ausgang davonkommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der

1) Fab. Aesop. 226 (Halm 258). — A. d. H.

Löwe überall sein? — Wie vortrefflich fallen in der griechischen Fabel[1]) alle diese Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schickt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 10. *Lib. IV.*

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns diese zwei Säcke aufgelegt? Er ist also selbst Schuld, daß wir unsere eigene Fehler nicht sehen und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unsers Nächsten sind? Wie viel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die bessern Griechen lassen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; sie sagen schlechtweg: *Ἀνθρωπος δυο πηρας ἑκαστος φερει*, oder: *δυο πηρας ἐξημμεθα του τραχηλου* u. s. w.[2])

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beschuldigung an einem andern Orte umständlicher zu erweisen, und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus.[3])

1) Fab. Aesop. 227 (Halm 259). — A. d. H.

2) Fab. Aesop. 338 (Halm 359). — A. d. H.

3) Eine Reihe von Anmerkungen zu den ersten neunzehn Fabeln, die von dem Beginn der Ausführung dieses Planes zeugen, hat sich in den Breslauer Papieren Lessing's erhalten und ist zuerst 1784 von Karl Lessing im zweiten Theil der „Vermischten Schriften" seines Bruders, S. 230—248, veröffentlicht. Man wird sie im XI. Theile unserer Ausgabe finden. — A. d. H.

V.

Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.

Ich will hier nicht von dem moralischen Nutzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine praktische Philosophie; und würde ich mehr davon sagen können, als Wolff gesagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen itzt sprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen, indem sie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald sie zu erweitern, bald sie kürzer zusammenzuziehen &c. Diese Uebung kann nicht anders als zum Nachtheil der Fabel selbst vorgenommen werden, und da jede kleine Geschichte ebenso geschickt dazu ist, so weiß ich nicht, warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die sich als Fabel ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich itzt mehr berühren als umständlich erörtern will, würde man den heuristischen Nutzen der Fabeln nennen können. — Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Künsten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am Besten durch eine andre Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott giebt uns die Seele, aber das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesammte Seelenkräfte man so viel als möglich beständig in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnet, Alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen und Acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer

Scienz in die andere hinübersehen läßt; den man lehret, sich ebenso leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besondern sich wieder herabzulassen: der Knabe wird ein Genie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Uebungen nun, die diesem allgemeinen Plane zu Folge angestellet werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung Aesopischer Fabeln eine von denen sein, die dem Alter eines Schülers am Allerangemessensten wären; nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen, sondern weil es unleugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden werden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigste sein muß. Dieses Mittel ist das Principium der Reduction, und es ist am Besten, den Philosophen selbst davon zu hören: „Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, *principio* nimirum *reductionis;* quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula, nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant; quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus.“ *)

Doch dieses Principium der Reduction hat seine großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläuftige Kenntniß des Besondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduction geschehen kann. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Rathe eines neuern Schriftstellers folgen, den ersten Anfang ihres Unterrichts mit der Geschichte der Natur zu machen und diese in der niedrigsten Classe allen Vorlesungen zum

*) Philosophiae practicae universalis Pars posterior, §. 310.

Grunde zu legen.*) Sie enthält, sagt er, den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen. Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Samen der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubet, nicht auf die bloßen Eigenschaften der Thiere und andern geringern Geschöpfe, sondern auf die Aesopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebauet werden, gesehen haben.

Aber auch alsdenn noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläuftigen Kenntniß nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln anfangs müssen mehr finden als erfinden lassen, und die allmählichen Stufen von diesem Finden zum Erfinden, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter sagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, insonderheit aber auf der Jagd auf alles Betragen der zahmen und der wilden Thiere aufmerksam sein, und so oft etwas Sonderbares und Merkwürdiges zum Vorschein kömmt, sich selber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Aehnlichkeit mit einem gewissen Charakter der menschlichen Sitten habe und in diesem Falle in eine symbolische Fabel ausgebildet werden könne."**) Die Mühe, mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß, indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt.[1])

Z. E. die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: „Λεων και ὀνος, κοινωνιαν θεμενοι, ἐξηλθον ἐπι θηραν" — Hier bleibt der Lehrer stehen. Der Esel in Gesellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf diese Gesellschaft gewesen sein! (Man sehe die achte Fabel meines zweiten

*) Briefe, die neueste Literatur betreffend, I. Theil, S. 58. [Th. IX. S. 60 unserer Ausgabe. Der „neuere Schriftsteller" ist Moses Mendelsohn. — A. d. H.]

**) Critische Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln.

---

1) Richtig bemerkt der Recensent der Lessing'schen Fabeln in der Bibliothek d. sch. W. (VII. 1. 55), daß schon Melanchthon's gelehrter Schüler, Joachim Camerarius, bei seinen Zöglingen einen ähnlichen Gebrauch von der Fabel gemacht habe. Der betreffende Brief des Camerarius an seinen Freund Rotting vom Jahre 1539 ist den meisten Ausgaben seiner „Fabellae Aesopicae" angehängt. — A. d. H.

Buchs.) Der Löwe in Gesellschaft des Esels? Und hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen? (Man sehe die siebente.) Und so sind zwei Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führet, als Aesopus sich dabei gesteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn andrer Vögel geschmückt hatte, schließt sich: *„και ὁ κολοιος ἠν παλιν κολοιος.“* Vielleicht war sie nun auch etwas Schlechters, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigene glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da, und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe. (S. die sechste Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie, wenn das Stücke Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie, wenn der Mann die erfrorne Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alsdenn noch über den Undank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute That anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Hercules wird in den Himmel aufgenommen und unterläßt, dem Plutus seine Verehrung zu bezeigen. Sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlassen haben? Oder würde es dem Hercules anständiger gewesen sein, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)

Oder man sucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es giebt unter den griechischen Fabeln verschiedene, die eine sehr nichtswürdige haben. Die Esel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend sein zu lassen. Jupiter antwortet: *„τοτε αὐτους ἀπαλλαγησεσθαι της κακοπαθειας, ὁταν οὐρουντες ποιη-*

σωσι ποταμον." Welch eine unanständige Antwort für eine Gottheit! Ich schmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten lassen und überhaupt eine schönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Commentar über meine eigene Versuche zu schreiben.

Zerstreute Anmerkungen

über

das Epigramm

und

einige der vornehmsten Epigrammatisten.

I.

Ueber das Epigramm.

1.

Man hat das Wort *Epigramm* verschiedentlich übersetzt, durch Ueberschrift, Aufschrift, Inschrift, Sinnschrift, Sinngedicht u. s. w. Ueberschrift und Sinngedicht sind, dieses durch den Gebrauch des *Logau* und jenes durch den Gebrauch des *Wernicke*, das Gewöhnlichste geworden, aber vermuthlich wird *Sinngedicht* auch endlich das *Ueberschrift* verdrängen.[1]) Aufschrift und Inschrift müssen sich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in seinem Ursprunge war, das, woraus die so genannte Dichtungsart nach und nach entstanden ist.

Wenn *Theseus* in der Landenge von Korinth eine Säule errichten und auf die eine Seite derselben schreiben ließ: „*Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Attika,*“ sowie auf die entgegenstehende: „*Hier ist Peloponnesus und nicht Attika,*“ so waren diese Worte das Epigramm, die Aufschrift der Säule. Aber wie weit scheinet ein solches Epigramm von dem entfernt zu sein, was wir bei dem *Martial* also nennen! Wie wenig scheinet eine solche Aufschrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Ursache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke, der sinnreichsten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, sich um diese Ursache zu bekümmern?

---

1) *Friedrich von Logau* (1604—1655), der von Lessing selbst der Vergessenheit entrissene Epigrammatist, hatte in der ersten Ausgabe (Breslau 1638) seine kleinen Gedichte „Reimen-Sprüche“ genannt; in der zweiten vollständigen, die von 200 auf über 3000 gewachsen war, heißen sie „Sinngedichte“. *Christian Wernicke*, oder richtiger Warnecke, dessen Lebenszeit nicht genau anzugeben ist, veröffentlichte seine „Ueberschriften“ zuerst Amsterd. 1697, dann vermehrt Hamburg 1701. — A. d. H.

Für das Eine wie für das Andere erklärte sich **Vavassor**.*) Es däuchte ihm sehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort seiner Ableitung nach bedeute und ehedem **nur** bedeut't habe. Genug, daß ein Jeder von selbst sehe, daß es jetzt dieses nicht mehr bedeute. Das Wort sei geblieben, aber die Bedeutung des Wortes habe sich verändert.

Gleichwohl ist gewiß, daß der Sprachgebrauch nur selten ganz ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fähret ohnstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfunden war.

Und was ist dieses hier? Was hat das witzigste Sinngedicht eines **Martial** mit der trockensten Aufschrift eines alten Denkmals gemein, so daß beide bei einem Volke, dessen Sprache wohl am Wenigsten unter allen Sprachen dem Zufalle überlassen war, einerlei Namen führen konnten?

Diese Frage ist nicht die nämliche, welche **Scaliger** zu Anfange seines Hauptstücks über das Epigramm aufwirft.**) **Scaliger** fragt: „Warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen genennt?" — Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterschied diesen Namen führen können, und daß er nicht blos einer besondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Scaliger's befriedigen, die er, aber auch nur fragweise, darauf ertheilet. Etwa, sagt er, eben darum, weil sie klein, weil sie kaum mehr als die bloße Aufschrift sind? Oder etwa darum, weil wirklich die ersten kleinen Gedichte auf Denkmäler gesetzet wurden und also im eigentlichen Verstande Aufschriften waren?

Jenes, wie gesagt, setzt etwas Falsches voraus und macht

*) *De Epigrammate*, cap. 3: Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis. — [Der Jesuit **François Vavasseur** (1605—1681). Seine Abhandlung über das Epigramm, zuerst 1669 gedruckt, steht in seinen Werken, Amsterdam 1709, S. 85—145. — A. d. H.]

) *Poetices* lib. III. cap. 126. — Quam ob causam epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus pro elogiis inscribebantur, ea primo veroque significatu epigrammata sunt appellata? — [Ihr Verfasser ist der ältere **Scaliger (1484—1528), eigentlich **Julius Cäsar Bordoni** aus Verona, der wegen seiner angeblichen Abstammung von dem berühmten Hause della Scala durch Franz I. als **Giulio Cesare della Scala de Bordonis** naturalisirt war. — A. d. H.]

allen Unterricht über das Epigramm überflüssig. Denn wenn es wahr ist, daß blos die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verse ein Epigramm sind, so gilt der kaustische Einfall jenes Spaniers [1]) von dem Epigramme vornehmlich: „Wer ist so dumm, daß er nicht ein Epigramm machen könnte; aber wer ist so ein Narr, daß er sich die Mühe nehmen sollte, deren zwei zu machen?“ —

Dieses aber sagt im Grunde nichts mehr, als was ich bei meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die ersten kleinen Gedichte, welche auf Denkmäler gesetzt wurden, Epigrammen hießen; aber darin liegt noch kein Grund, warum jetzt auch solche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmäler gesetzt zu werden weder bestimmt noch geschickt sind. Oder höchstens würde wiederum aller Grund auf die beiden gemeinschaftliche Kürze hinauslaufen.

Ich finde nicht, daß die neuern Lehrer der Dichtkunst bei ihren Erklärungen des Epigramms auf meine Frage mehr Rücksicht genommen hätten. Wenigstens nicht Boileau, von dem freilich ohnedem keine schulgerechte Definition an dem Orte *) zu verlangen war, wo er sagt, daß das Epigramm oft weiter nichts sei als ein guter Einfall, mit ein paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen interessanten Gedanken beschreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort sehe ich die geringste Ursache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener interessanter Gedanke eben eine Aufschrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bei ihnen beiden damit begnügen müssen, daß wenige Reime, ein kurzer Gedanke wenig und kurz genug sind, um auf einem Denkmale Platz zu finden, wenn sie sonst anders Platz darauf finden können.

Gewiß ist es, daß es nicht die Materie sein kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtiget, den Namen Epigramm zu

*) *L'Art poétique*, Chant II. v. 103.
L'épigramme — — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

1) Den Autor vermag ich nicht nachzuweisen. Man vergleiche aber „Menagiana“, I. S. 305: „Les Espagnols ont un proverbe qui dit: Que qui ne sait pas faire un vers est un sot, et qui en fait deux, en fait trop.“ Vielleicht ist im Text zu lesen: „Wer ist so dumm, daß er nicht einen Vers machen könnte“ ꝛc. — A. d. H.

führen. Es hat längst aufgehöret, in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Ursprunge und der Bestimmung irgend eines Denkmals eingeschränkt zu sein, und es fehlet nicht viel, so erstreckt es sich nun über Alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form sein, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu suchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieser Theile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen solche und so geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen, — in diesen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberschrift oder Aufschrift heißen kann, ob sie schon eigentlich nur selten dafür zu brauchen stehet. — Die eigentliche Aufschrift ist ohne das, worauf sie steht oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entstehet, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsere Neugierde reizet, und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsere Neugierde befriediget.

Wem nun aber, der auch einen noch so kleinen oder noch so großen Vorrath von Sinngedichten in seinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht sogleich ein, daß ähnliche zwei Theile sich fast in jedem derselben, und gerade in denjenigen am Deutlichsten unterscheiden lassen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am Nächsten zu kommen scheinen werden? Diese zerlegen sich alle von selbst in zwei Stücke, in deren einem unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen besondern Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenstande gereizet wird, und in deren anderm unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.

Auf diesen einzigen Umstand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob sich nach meiner Erklärung sowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterscheiden, als auch aus ihr jede der Eigenschaften herleiten läßt, welche Geschmack und Kritik an ihm fordern.

Ich sage nämlich: das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit Eins zu befriedigen.

Wenn ich sage: „nach Art der eigentlichen Aufschrift", so will ich, wie schon berührt, das Denkmal zugleich mit verstanden wissen, welches die Aufschrift führet, und welches dem ersten Theile des Sinngedichts entspricht. Ich halte es aber für nöthig, diese Erinnerung ausdrücklich zu wiederholen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwickelung meiner Erklärung fortgehe.

2.

Unbemerkt sind die zwei Stücke, die ich zu dem Wesen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunst geblieben. Aber alle haben, sie von ihrem Ursprunge gehörig abzuleiten, vernachlässiget und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Scaliger ließ sich blos durch sie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen.*) Da er sie nämlich in der eigentlichen Aufschrift nicht erkannte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Person oder Handlung sahe, so hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewissen Vorausschickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem also die Vorausschickungen und das, was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verschiedene Theile sich nicht leicht verkennen lassen, für völlig von jenem unterschieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufschrift, zu der Wirkung desselben das beschriebene Werk selbst das Seine mit beitrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausschickungen nennet, dem beschriebnen Werke, sowie das, was aus diesen Vorausschickungen hergeleitet wird, der Aufschrift selbst entspreche.

Der wortreiche Vavassor hat ein langes Capitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der Verständigung und des Schlusses, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht.**) Aber auch er ist weit entfernt, diese Theile

*) Epigramma igitur est poema breve cum simplici cujuspiam rei vel personae vel facti indicatione, aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem, ne quis damnet prolixitatem. L. c.

**) Cap. 13, *de partibus epigrammatis*. Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, et conclusio epigrammatis — in illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —

für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennet, welche sie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenschaften, noch für die individuelle Verschiedenheit des Epigramms das Geringste zu folgern verstanden hat.

Batteux sagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat nothwendiger Weise zwei Theile: der erste ist der Vortrag des Subjects, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht oder veranlasset hat, und der andere der Gedanke selbst, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige, was den Leser reizt, was ihn interessiret." Gleichwohl läßt er unter seinen Exempeln auch solche mit unterlaufen, die diese zwei Theile schlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in seinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibet. Folgende vier Zeilen des Pelisson z. E.: [1])

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien,

mögen ihm immerhin einen noch so interessanten Gedanken enthalten. Aber wo ist die Veranlassung dieses Gedankens? Wo ist der einzelne besondere Fall — denn ein solcher muß die Veranlassung sein —, bei welchem der Dichter darauf gekommen ist und seine Leser darauf führet? Hier ist nichts als der bloße interessante Gedanke, blos der eine Theil; und wenn nach ihm selbst das Epigramm nothwendiger Weise zwei Theile haben muß, so können diese sowie alle ihnen ähnliche Zeilen unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück ist es nicht blos ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache, sondern das Schlimmste ist, daß aus diesem Exempel zugleich das Fehlerhafte seiner Erklärung des Epigramms erhellet, „nach welcher es ein interessanter Gedanke sein soll, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen worden." Denn wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Veranlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beispiele, wenn es schon kein Epigramm ist, dennoch ergiebt, so wird wenigstens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux selbst für noth-

1) Paul Pellisson oder Pelisson (1624—1693), der Geschichtschreiber der französischen Akademie. Das kleine Gedicht steht in seinen „Oeuvres diverses", Paris 1735, I. S. 212. — A. d. H.

wendig erkläret, weder in seiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weise daraus herzuleiten sein. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufstößt, so vermenget sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmals gerathen, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugsam genähert haben und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedichte bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es in der Sprache seiner Erfinder den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erwecket? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit Eins befriedigen.

Am Schicklichsten werden sich also auch die Theile des Epigramms Erwartung und Aufschluß nennen lassen, und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte aufsuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und welche Classification unter ihnen eigentlich einzuführen sein dürfte.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren, die andere, welche uns Aufschlüsse giebt, ohne unsere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre oder Bemerkung, wenn sie aus einem einzelen Falle, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird,

kann den zweiten Theil eines Sinngedichts sehr wohl abgeben, aber an und für sich selbst, sie sei auch noch so witzig vorgetragen, sie sei in ihrem Schlusse auch noch so spitzig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet:*)

> Quod magni Thraseae, consummatique Catonis
> Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis,
> Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
> Quod fecisse velim te, Deciane, facis.
> Nolo virum facili redimit qui sanguine famam:
> Hunc volo, laudari qui sine morte potest,

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? Würde er als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig sein, dessen er hier ist, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm ebenso viel Ueberzeugung mittheilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder wenn unser Wernicke zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit geschrieben hätte:

> „Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen
> Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen!"

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb?**)

> „Du liebst zwar Geld und Gut, doch so, daß Dein Erbarmen
> Der Arme fühlt. Du fliehst die Armuth, nicht die Armen."

Der Unterschied ist klein, und doch ist jenes bei vollkommen eben derselben Wendung doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch, und dieses ein wahres Sinngedicht.

*) Lib. I. ep. 9.
**) Erstes Buch, S. 14 der schweizerischen Ausgabe von 1763.

Gleichwohl ist eben dieser Wernicke so wie auch der ältere Logau nur allzu reich an sogenannten Ueberschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon Beide, besonders aber Wernicke, an Vortheilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzustutzen, die einzeln Begriffe derselben so vortheilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entstehet: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betriegen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer solchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem Menschen von solchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieset, oft nicht anders zu Muthe als Einem, der sich mit einem feinen Weltmanne und einem steifen Pedanten zugleich in Gesellschaft findet: wenn Jener Erfahrungen spricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten, so spricht Dieser Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieser Welt wohl gar noch erst sollen gemacht werden.

Bei keinem Epigrammatisten aber ist, mir wenigstens, die ähnliche Abwechselung von Empfindungen lästiger geworden als bei dem Owen.[1]) Nur daß bei Diesem der Pedant sich unzählig öfterer hören läßt als der feine Mann von Erfahrung, und daß der Pedant mit aller Gewalt noch obendrein witzig sein will. Ich halte Den in allem Ernste für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owen's in einem Zuge lesen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar und habe immer dieses für die einzige Ursache gehalten, weil eine so große Menge blos allgemeiner Begriffe, die unter sich keine Verbindung haben, in so kurzer Zeit auf einander folgen; die Einbildung möchte jeden gern in eben der Geschwindigkeit in ein individuelles Bild verwandeln und erliegt endlich unter der vergebnen Bemühung.

Hingegen ist das Moralisiren geradezu des Martial's Sache gar nicht. Ob schon die meisten seiner Gegenstände sittliche Gegenstände sind, so wüßte ich doch von allen lateinischen Dichtern keinen, aus dem sich wenigere Sittensprüche wörtlich ausziehen ließen als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art wie das angeführte an den Decianus, welche sich mit einer

---

1) John Owen aus Armon in Wales, gest. 1623. Seine Epigramme erschienen in drei Büchern zuerst 1606; im folgenden Jahre kam noch ein viertes hinzu. — A. d. H.

allgemeinen Moral schlössen; seine Moral ist ganz in Handlung verwebt, und er moralisiret mehr durch Beispiele als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreizehnte seines zwölften Buchs ist:

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat,

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verschweigung des Vorfalls, von dem er sie abgezogen, oder der sich daraus erklären lassen: von dieser Art, sage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen nicht noch drei bei ihm aufzufinden. Und auch bei den wenigen scheinet es, daß er den veranlassenden Vorfall mehr aus gewissen Bedenklichkeiten mit Fleiß verschweigen wollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt. Auctus mochte den Reichen wohl kennen, der so listig eine Ursache vom Zaune gebrochen, sich über ihn oder über den Dichter zu erzürnen, um sich irgend ein kleines Geschenk zu ersparen, das er ihnen sonst machen müssen. Wenigstens hat Martial dergleichen bloße sittliche Bemerkungen doch immer an eine gewisse Person gerichtet, welche anscheinende Kleinigkeit Logau und Wernicke nicht hätten übersehen oder vernachlässigen sollen. Denn es ist gewiß, daß sie die Rede um ein Großes mehr belebet; und wenn wir schon die angeredete Person und die Ursache, warum nur diese und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wissen, so setzt uns doch die bloße Anrede geschwinder in Bewegung, unter unserm eignen Zirkel umzuschauen, ob da sich nicht Jemand findet, ob da sich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden sei.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittensprüche, sie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Cato[1]) oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius[2]) oder mit dem Scharfsinne eines Wernicke vorgetragen sein, die Wirkung nicht haben, die sie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn

---

1) „Disticha de moribus ad filium", einem sonst unbekannten Dionysius Cato zugeschrieben und früher für einen Auszug aus dem „Carmen de moribus" des Cato Censorius gehalten, im Mittelalter ein vielgelesenes Buch und wiederholt ins Deutsche übersetzt (vgl. Zarncke, „Der deutsche Cato bis zur Veränderung durch die Uebersetzung Seb. Brant's". Leipzig 1852). — A. d. H.

2) Dominicus Baudius (1561—1613), niederländischer Jurist und Dichter, gest. als Professor der Eloquenz zu Leyden. Am Bekanntesten sind seine „Amores"; hier sind seine „Gnomae" gemeint. — A. d. H.

also ein Verinus und Pibrac,[1]) oder wie sonst die ehrlichen Männer heißen, die schöne erbauliche Disticha geschrieben haben, aus dem Register der Epigrammatisten wegfallen: so werden Diejenigen noch weniger darin aufzunehmen sein, welche andere scientifische Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen versucht haben. Ihre Verse mögen gute Hülfsmittel des Gedächtnisses abgeben, aber Sinngedichte sind sie gewiß nicht, wenn ihnen schon nach der Erklärung des Batteux diese Benennung nur schwer abzustreiten sein dürfte. Denn sind z. E. die medicinischen Vorschriften der Schule von Salerno[2]) nicht eines sehr interessanten Inhalts? Und könnten sie nicht gar wohl mit ebenso vieler Präcision und Zierlichkeit vorgetragen sein, als sie es mit weniger sind? Und dennoch, wenn sie auch Lucrez selbst abgefaßt hätte, würden sie nichts als ein Beispiel mehr sein, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläuftig ist, und gerade das vornehmste Kennzeichen darin fehlet, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterscheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufschluß darüber zu gewähren. Dergleichen sind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes seltsames Factum enthalten, ohne im Geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen; die uns also weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geschehen ist, was eben nicht alle Tage zu geschehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiser des Ausonius,[3]) die ganze Geschichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zusammenfassen, und deren unter den Titeln Icones, Heroes u. s. w. so unzählige geschrieben worden. Denn diese möchte man schon deswegen nicht

1) Von Michael Verini aus Florenz, einem Sohne des Hugolinus Verini und Bruder des Papstes Leo X., der schon in seinem 19. Jahre gestorben ist, sind „Distich. ethica", Flor. 1487, gedruckt. — Pibrac, d. i. Guy du Faur (Vitus Faber) Seigneur de Pibrac (1529—1584), hat selbst keine erbauliche Disticha geschrieben, sondern französische Quatrains. Lessing meint die griechische und lateinische Uebersetzung seiner Verse von Heinrich's IV. Lehrer Florent Chrétien (Paris 1584). — A. d. H.

2) Das sog. „Regimen sanitatis Salernitanum", angeblich von dem Mönche Johannes von Mailand verfaßt und dem in Salerno von einer vergifteten Wunde geheilten Robert von der Normandie, dem Sohne Wilhelm's des Eroberers, 1100 gewidmet. — A. d. H.

3) Unter den 141 Epigrammen des D. Magnus Ausonius (geb. 309) finden sich neben solchen auf Verwandte, Lehrer seiner Vaterstadt Burdigala, die sieben Weisen auch verschiedene auf römische Kaiser. — A. d. H.

für Sinngedichte wollen gelten lassen, weil ihnen die Einheit fehlet, die nicht in der Einheit der nämlichen Person, sondern in der Einheit der nämlichen Handlung bestehen muß, wenn sie der Einheit des Gegenstandes in der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll. Aber auch alsdenn, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, ist es noch kein Sinngedicht, falls man uns nicht etwas daraus schließen oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derselben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial sich begnügt hätte, die bekannte Geschichte des Mucius Scävola in folgende vier Verse zu fassen:*)

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
Et raptum flammis jussit abire virum,

würden wir wohl sagen können, daß er ein Sinngedicht auf diese Geschichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er blos hinzugesetzt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das ist noch nicht viel mehr als Geschichte, und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, sind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptae fama est, et gloria dextrae:
Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erst wissen wir, warum der Dichter unsere Aufmerksamkeit mit jener Begebenheit beschäftigen wollen, und das Vergnügen über eine so feine Betrachtung, „daß oft der Irrthum uns geschwinder und sichrer unsere Absicht erreichen hilft als der wohlüberlegte, kühnste Anschlag,“ verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das gesammte Vergnügen des Sinngedichts.

Ohnstreitig hingegen müssen wir uns nur mit der Hälfte dieses Vergnügens bei einigen Stücken der griechischen Anthologie und bei noch mehrern verschiedner neuerer Dichter behelfen, die sich eingebildet, daß sie nur das erste das beste abgeschmackte Histörchen zusammenreimen dürfen, um ein Epi-

*) Lib. I. ep. 22.

gramm gemacht zu haben. Ein Beispiel aus der Anthologie sei dieses:*)

Κοινῃ παρ κλισιῃ ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ
Κειμενοι, ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.
Ἐξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.
Πληγαι δ' ἀμφοτεροις ἐγενοντ' ἀκος· αἱς ὁ μεν αὐτων
Ἐγρετο, τον δ' ὑπνου πουλυς ἐριψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafsüchtiger lagen beisammen auf einem Bette, und Einer wurde des Andern Arzt. Denn in der Wuth sprang Jener auf und prügelte Diesen, der im tiefsten Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die Schläge halfen Beiden: Dieser erwachte, und Jener schlief vor Müdigkeit ein.“ Das Ding ist schnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß Beide curiret wurden. Denn der Schlafsüchtige schläft nicht immer, sondern will nur immer schlafen, und so schlief er wohl auch hier bald wiederum ein; der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einschlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch gesetzt auch, sie wären wirklich Beide durch einander curiret worden, auch alsdann sind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Histörchen, welches ich nirgends in meinem Nutzen verwenden zu können sehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, ist herzlich schwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle. Es gehöret wohl zu der griechischen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe, aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der witzige Schluß, den ich vermisse, sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Factums nicht hinlänglich ist. Ich gestehe, daß ich aus eben diesem Grunde ein anderes sehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte, nämlich das über das Schicksal eines Hermaphroditen:

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
Quid pareret, fertur consuluisse Deos.

*) Lib. I. cap. 45. — [IX. 141. Da Lessing immer die Anthologie des Planudes citirt, deren Ausgaben weniger zugänglich sind als die des Kephalas, füge ich die Citate aus der Palatina bei. — A. d. H.]

Mas est, Phoebus ait, Mars femina, Junoque neutrum.
  Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum Dea sic ait: occidet armis,
  Mars cruce, Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
  Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
  Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieses kleinen Gedichts ist so künstlich, der Ausdruck so pünktlich und doch so elegant, daß noch jetzt sehr gelehrte Kritiker sich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters sei. Denn ob de la Monnoye schon erwiesen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handschriften zugeschrieben wird, kein Alter ist, wofür ihn Politian und Scaliger und so viele Andere gehalten haben, sondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten[1]) Jahrhunderte damit gemeinet sei, so möchte Herr Burmann der Jüngere doch lieber vermuthen, daß dieser Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein so bewundertes Werk wohl aus einer alten Handschrift abgeschrieben und sich zugeeignet haben könne, da man ihn ohnedem als einen besondern Dichter weiter nicht kenne.*) Ich habe hierwider nichts, nur für ein Muster eines vollkommnen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden lassen, es mag nun alt oder neu sein. Einem so unfruchtbaren schielenden Märchen fehlet zum Sinngedichte nichts Geringers als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorsehung der Götter damit

*) *Anth. lat.* lib. III. ep. 77.

1) Ob diese Zeitangabe ein zufälliges Versehen ist, oder auf einer Verwechslung mit den drei Florentiner Brüdern Pulci beruht, von denen einer Virgil's Bucolica übersetzt, der zweite ein großes Ritterepos, „Morgante maggiore", gedichtet hat, mag dahingestellt bleiben. Gemeint ist hier jedenfalls Arrigo de Costozza mit dem Beinamen Pulice, aus Vicenza, welcher der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehört. — Bernard de la Monnoye (1641—1728) hat seine Vermuthung in den „Menagiana", IV. p. 432 ff., ausgesprochen. — Angelo Ambrogini (1454—1494), nach seinem Geburtsort Montepulciano Angelus Politianus genannt, einer der berühmtesten italienischen Humanisten, bespricht das Gedichtchen in einem Briefe an Antonius Urceus (Epp. V. 7), Joseph Justus Scaliger (1540—1609) in seiner „Virgilii Appendix", Lugd. 1573, S. 231. — Peter Burmann II. (1713—1778) nennt noch andere ihnen zustimmende Gelehrte an der unten citirten Stelle seiner „Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poematum", Amstel. 1759. — A. d. H.

mehr verspottet oder mehr angepriesen werden soll. Sollen wir uns wundern, daß von so verschiednen Göttern ein jeder doch noch immer so viel von der Zukunft wußte? Oder sollen wir uns wundern, daß sie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß sie vollständiger und bestimmter nicht antworten wollen oder nicht antworten können, und daß eine vierte höhere Macht im Spiele gewesen, welche den Erfolg so zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errather hier aufgeführet werden, wie viel sinnreicher und lehrreicher ist sodann jenes Historchen — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwei Brüdern und Weinkostern, welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Räthseln, auch in den schönsten Versen, gemacht haben möchte.[1])

Das Gegentheil von solchen zu aller moralischen Anwendung ungeschickten kleinen Erzählungen sind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es nur Ueberfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieser Art ist folgende bei dem Ausonius:*)

> Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
> Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
> At qui, quod terrae abdiderat, non repperit aurum,
> Quem laqueum invenit, nexuit et periit,

wovon das griechische Original in der Anthologie zu finden,[2]) oder aus eben dieser Anthologie, die von mehrern Dichtern daselbst vorgetragene Geschichte vom Lahmen und Blinden:**)

> Ἀνερα τις λιπογυιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
> Ἠγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

*) *Epig.* 21.
**) Lib. I. cap. 4. — [ep. 3. Planudes hat nur dieses Distichon; Kephalas, IX. 13, fügt noch drei weitere hinzu. — A. d. H.]

1) Von diesen Weinkostern, seinen Ahnen, erzählt Sancho, der eine habe einen Wein mit der Zungenspitze gekostet und gesagt, daß er nach Eisen schmecke, der andere denselben Wein an die Nase gehalten und behauptet, daß er nach Leder rieche. Nach der Zeit habe man am Boden des Fasses einen kleinen Schlüssel gefunden, der an einem ledernen Riemchen hing (s. Don Quixote, Buch 7, Cap. 6) — A. d. H.
2) Anth. gr., IX. 44. — A. d. H.

Wer ist so blödsinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen diese Erzählungen Beispiele sind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum sollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit Besseres heißen kann? Mit einem Worte, es ist ein Apolog, eine wahre Aesopische Fabel; denn die gedrungene Kürze, mit welcher sie vorgetragen ist, kann ihr Wesen nicht verändern, sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherlei Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren außer den zwei angeführten in der Anthologie noch verschiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen Aesopischen Sammlungen nichts Aehnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beigefügt zu werden verdienet hätten.[1]) Alle sind mit der äußersten Präcision erzählt, und die weitläuftigste, welche aus zwölf Zeilen bestehet,*) hat nichts von der Geschwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also zwar ganz wohl, daß er jene vom Lahmen und Blinden unter seine Fabeln aufnahm;**) nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe, daran hätte er ohne Zweifel ein Wenig besser thun können. —

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruhet aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in Eins zusammenfallen und daher nur in der Abstraction Theile sind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehöret haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist: sie macht einen einzigen Eindruck und ist keiner Folge verschiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält sich eben darum entweder überhaupt solcher einzeln Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anschauend zu erkennen, oder läßt doch diese Wahrheit bei Seite liegen und ziehet unsere Aufmerksamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entstehet Er-

*) Lib. I. cap. 22. ep. 9. — [IX. 378. — A. d. H.]
**) Die 16te des ersten Theils.

1) Isaac Nicolaus Nevelet hat die Aesopischen Fabeln Heidelberg 1610 herausgegeben, Johann Gottfried Hauptmann Leipzig 1741. — A. d. H.

wartung, die dieses Namens wenig werth ist, wo wir das, was wir zu erwarten haben, schon völlig voraussehen.

Wenn denn aber sonach weder Begebenheiten ohne allen Nachsatz und Aufschluß, noch auch solche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenschaften des Sinngedichts haben, so folget darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts als ein bloßer Wiedererzähler zu sein scheinet. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieser Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben stehet. So fand unser Kleist das heroische Beispiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in seiner genauesten historischen Wahrheit mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben.

„Als Pätus auf Befehl des Kaisers sterben sollte
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte,
Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Dolch dem Mann und sprach: „Es schmerzet nicht.““ [1])

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es schmerzet nicht“ noch einer Verschönerung fähig sei, und ohne lange diese Verschönerung auf seine eigne Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund: *)

Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit;
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet“ zu mannhaft, zu rauh vorkommen, und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden, da ich ohnedem damit nur ein Beispiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten aussehen müssen, denen zum Sinngedichte nichts als eine glückliche Versification fehlet, und wie sehr auch in diesen

*) Lib. I. ep. 14.

1) Christian Ewald von Kleist's sämmtliche Werke, Berlin 1761, I. S. 111. — A. d. H.

der erfindsame Geist des Dichters noch geschäftig sein kann, ohne die historische Wahrheit zu verfälschen. —

3.

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht sich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverlässiger unterscheiden läßt, als nach den sonst gewöhnlichen Erklärungen geschehen kann, es lassen sich auch aus eben dieser Erklärung die Eigenschaften besser herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommnen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erste Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmale entsprechen soll, welches die Aufschrift führet, so ist unstreitig, daß er um so viel vollkommner sein wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit besonders vorzüglichen Denkmale entspricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich sein, wir müssen ihn mit einem Blicke übersehen können, unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzeln Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, so wie er es seiner Absicht am Gemäßesten erkennet. Er kann ihn ebensowohl aus fünf, sechs Worten als aus ebenso vielen und noch mehrern Zeilen bestehen lassen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius:*)

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixisse anima redeunte renatum
 Mutato fama est corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
 Vivat, ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est,
 Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus,
 Sed veteri obstrictus relligione silet,

sind die ersten sechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umschreibung des Subjects. Aber was hier sechs Zeilen füllet, wird in dem griechischen Originale, welches sich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten gesagt:**)

*) *Opera*, p. 199. Patav. 1718. 4to. — [cur. J. A. et Caj. Vulpiis. Der Dichter ist der Venetianer Andrea Navagiero (1483—1529), Historiograph seiner Vaterstadt und Gesandter bei Karl V. und Franz I. — A. d. H.]

**) *Anthol.* lib. IV. cap. 33. — [ep. 2. Fehlt bei Kephalas. Im Anhange, IV. 326. — A. d. H.]

Αὐτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὁν μετα φωνης
Εἰδες ἀν, εἰγε λαλειν ἠθελε Πυθαγορης.

„Da steht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte sprechen wollen." Dieses übersetzte Faustus Sabäus[1]) so:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
Verum Pythagoram conticuisse juvat,

und wir könnten es durch die einzige Zeile übersetzen:

„Warum dies Bild nicht spricht? Es ist Pythagoras,"

wenn die einzeilichten Sinngedichte in unsrer Sprache ebenso gewöhnlich und angenehm wären, als sie es in der griechischen und lateinischen sind.

Das wahre Maß der Erwartung scheinet indeß in dem gegenwärtigen Beispiele weder Naugerius noch dieser Grieche getroffen zu haben, sondern ein andrer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte und diesen bescheidenen Raum nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, sondern zur Berichtigung des Einfalls selbst anwendete. Denn sollte man aus dem Naugerius und dem angeführten griechischen Originale nicht schließen, daß Pythagoras immer geschwiegen hätte, da das Schweigen doch nur gleichsam eine Vorübung in seiner Schule war? Wie viel schöner und genauer also Julianus so:*)

Οὐ τον ἀναπτυσσοντα φυσιν πολυμητιν ἀριθμων
Ἠθελεν ὁ πλαστης Πυθαγορην τελεσαι,
Ἀλλα τον ἐν σιγῃ πινυτοφρονι· και ταχα φωνην
Ἐνθεν ἀποκρυπτει, και τοδ' ἐχων ὀπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen erkläret, hat der Künstler darstellen wollen, sondern den Pythagoras in seinem weisen Stillschweigen. Daher verbarg er die Stimme, die er vernehmlich zu machen sonst gar wohl verstand."

Die Hauptregel also, die man in Ansehung des Umfanges der Erwartung zu beobachten hat, ist diese, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht blos erweitere, um ein

*) *Anth.* l. c. — [IV. 33. 1 oder IV. 325. — A. d. H.]

1) Sabeo, Bibliothekar Leo's X., hat in Rom 1556 fünf Bücher Epigramme veröffentlicht, die Heinrich II. von Frankreich dedicirt sind. — A. d. H.

paar Verse mehr gemacht zu haben: sondern daß man sich nach dem zweiten Theile, nach dem Aufschlusse, richte und urtheile, ob und wie viel dieser durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf diese Ausführlichkeit Alles ankömmt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufschluß sich auf einen relativen Begriff beziehet. Z. E. solche, in welchen ein Ding als ganz besonders groß oder ganz besonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maßstab dieser Größe oder Kleinheit vorausschicken müssen, ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern oder größern und größern. Es wäre freilich schon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund so viel als nichts schenkte, auch nur diese Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launichter und beißender wird dieses Epigramm durch die eingeschalteten noch kleinern Maße, als ein Gärtchen vor einem Fenster ist. Und wie sehr wächst unser Vergnügen, indem der Dichter den Abstand von diesem bis zu einem Mund voll Essen durch noch so viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß. *)

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est:
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum;
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tuta possit.
Erucam male pascit hortus unam,

*) Lib. XI. ep. 19.

Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una.
Nam quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperbolische Sinngedichte, wie man sie nach der darin herrschenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur müssen sie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen, so wie dieses griechische: *)

Ἀγρον Μηνοφανης ὠνησατο, και δια λιμον
Ἐκ δρυος ἀλλοτριας αὑτον ἀπηγχονισεν.
Γην δ᾽ αὐτῳ τεθνεωτι βαλειν οὐκ ἐσχον ἀνωθεν,
Ἀλλ᾽ ἐταφη μισθου προς τινα των ὁμορων.
Εἰ δ᾽ ἐγνω τον ἀγρον τον Μηνοφανους Ἐπικουρος,
Παντα γεμειν ἀγρων εἰπεν ἀν, οὐκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft, aber vor Hunger mußte er sich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er nicht, daß sein Leichnam damit bedeckt werden konnte; man mußte ihm seine Grabstelle auf benachbartem Grunde kaufen. Hätte Epikurus das Feld des Menophanes gesehen, so würde er gesagt haben, daß Alles voller Felder wäre, nicht voller Atomen." Denn ein solches Sinngedicht bestehet offenbar aus nichts als Erwartung: anstatt des Aufschlusses wird uns das äußerste Glied der Hyperbel untergeschoben, und alle unsere Erwartung soll sich mit der Unmöglichkeit, etwas Größeres oder Kleineres abzusehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen, aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechische Anthologie ist davon voll, da sie hingegen bei dem Martial sehr sparsam vorkom-

*) *Anth.* lib. II. c. 7. ep. 3. — [XI. 249. — A. d. H.]

men, als der fast immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgehet, die mehr hinter sich hat. Man lese das dreiunddreißigste Sinngedicht seines achten Buches, um ein sehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
  Mittis et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
  Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis astuti derasa est ungue ministri
  Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem
  Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae
  Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
  Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo,
  Plena magis nimio lilia sole cadunt,
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela,
  Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae,
  Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos
  Et mutat Latias spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo,
  Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses,
  Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur: cochleam cum mittere posses,
  Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperbolischen Vergleichungen, die der Dichter hier anstellet, stehen nicht blos um ihrer selbst willen da, sondern mehr, um endlich gewissen Leuten, welche sich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Kosten erwerben möchten, zu verstehen zu geben, wie viel besser sie thun würden, wenn sie lieber gar nichts als so unbeträchtliche Kleinigkeiten schenkten. Denn es ist nicht Freigebigkeit, es ist Geiz, sich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth ist.

Wie aber der fertige Versificator in Erweiterung des ersten

Theiles oft zu viel thut, so thut ein minder fertiger aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit nicht selten zu wenig: wenn er nämlich den ganzen ersten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt und sich den bloßen Aufschluß zu versificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es ist sonderbar, daß es sogar Kenner gegeben hat, die dieses zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben.*) Aber sie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, so viel es an Kürze dadurch gewinnet, von einer andern Seite hinwiederum verlieret, indem es zu einem Ganzen von so heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleist:[1])

„An zwei sehr schöne, aber einäugige Geschwister.
„Du mußt, o kleiner Lykon, Dein Aug' Agathen leihn,
Blind wirst Du dann Cupido, die Schwester Venus sein"

und das lateinische des Hieronymus Amaltheus,[2]) aus welchem jenes genommen ist:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae:
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus,

für gleich schön halten. Dieses kann den ganzen Titel entbehren, und jenes ist ohne Titel auch nicht einmal verständlich. Das schöne Sinngedicht ist in der Uebersetzung zur bloßen Aufschrift geworden und verhält sich in seinem Eindrucke zu jenem so wie

*) *Morhofius de discipl. Arg.* Sect. III. cap. 5: Vocari in subsidium brevitatis lemma sive inscriptio epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una epigrammatis pars, plures versus impleantur, lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra epigrammata illud:
Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.
Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi; nunc uno lemmate tota res exhibetur. — [Die Abhandlung „De disciplina argutiarum", 1693 erschienen, ist ein nachgelassenes Werk des bekannten Polyhistors Daniel Georg Morhof (1639—1691), dessen Epigramme Rostock 1659 erschienen waren. — A. d. H.]

---

1) Sämmtliche Werke, Berlin 1761, I. S. 108. — A. d. H.
2) Girolamo Amaltheo (1506—1574), aus einer Familie, welche durch drei Generationen fruchtbare lateinische Verskünstler geliefert hat. — A. d. H.

eine kahle Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Von und Auf mit Beifügung des Namens Derjenigen, die das Epigramm betrifft, oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen, sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber; daher sie auch in der einen Ausgabe so und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms nothwendig gehöret, ist bei ihm in dem Epigramme selbst enthalten, und wenn wir jetzt einen solchen ja darin zu vermissen glauben, so können wir nur gewiß versichert sein, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Theil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erblicken, so dürfen wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze sein muß, um daraus zu schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde sein müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedem schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind oder sein sollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweitens, weil die Denkmäler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können. Ebenso sollte man bei einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind und doch nicht leer abgefertiget sein; für das Letzte aber halten sie sich allezeit, wenn man sie entweder mit ganz gemeinen oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indeß bei

allen Arten der Epigrammatisten wohl die seltensten. Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist: ein Werkzeug, welches ebenso gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann als eines.

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am Ersten hier fehlerhaft werden kann, und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er jenseits diesem noch einen andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entwischen lassen. Mich däucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren:*)

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga est et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quid sit scire cupis? Nimis poeta es.

Wer kann leugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind? Nur mochte dem Dichter ohne Zweifel das Nimis poeta es ein Wenig zu räthselhaft vorkommen, und weil er jenseit der Umschreibung desselben, die schon an und für sich selbst sehr gefallen konnte, einen neuen Aufschluß voraussahe, so wagte er es, das schon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszusetzen, oder, wenn man will, nach dem nämlichen, das er sich selbst nur weiter gesteckt hatte. Also fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem.

*) Lib. III. ep. 44.

Piscinam peto: non licet natare.
Ad coenam propero: tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu sein, der uns statt eines Epigramms in einem zwei geben will? Besonders, wenn sie sich so gut wie hier in einander fügen, auch das eine durch das andere im Geringsten nicht geschändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchsen eine Regel der Schönheit machen zu wollen, das ist zu arg. Gleichwohl that es Scaliger, und, nach seinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenste sein, das aus ebenso viel andern kleinen Epigrammen besteht, als es Disticha enthält. Doch sein eigenes Exempel von einem solchen epigrammate differto, wie er es nennet, giebt die Sache näher, und wenn dieses wirklich vier Epigrammen in sich schließt, so sind sie auch alle viere darnach. Es ist auf einen Podagristen, dem man die Hungercur vorgeschrieben hat, und lautet so:*)

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam, o incommoda commoda, lux nox!
Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, sobald sie aus ihren eigenen Beispielen etwas abstrahiren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigramme enthalten, und es ist zur höchsten Noth kaum eines; nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile wie eine Wasserblase mehr und mehr aufschwellet, bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebet.

Eher war unser Wernicke der Mann, der zu dieser vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen

*) *Poetices* Lib. III. cap. 126: Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor epigrammata.

können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Scaliger, indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leser fast in jeder Zeile etwas nachzudenken findet, wo er unvermerkt und zuweilen, ehe er es verlangt, zu dem Schlusse geführet wird," den andern weit vorziehet, „in welchen der Leser nur durch weitläuftige und nichts bedeutende Umstände von dem allein klingenden Ende aufgehalten wird." Wernicke hatte allerdings Recht, wenn es wirklich in allem Verstande nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat, so ist es schon genug, und das Ganze, welches daraus entstehet, bekömmt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

Das eigene Beispiel des Wernicke ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätiget vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe.*)

„Auf Mucius Scävola.

„Als Scävola, zum Mord verführt durch seine Jugend,
So wie das Laster für die Tugend,
Den Schreiber für den König nahm
Und nach vollbrachter That erst zur Erkenntniß kam,
Da wußt' er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen
Und, durch die Schande nicht verzagt,
Das, was das Laster ihm versagt,
Der Tugend selber abzudringen:
Er machte, daß der Haß sich in Verwundrung wandt',
Verbrennt', entwaffnete sein' und des Feindes Hand;
Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend selber abzudringen", aufhören sollen, wenigstens mit dem Gedanken, den sie enthält. Denn Alles, was folgt, ist nur schleppende Umschreibung dieses Gedankens, mit einer Antithese beschlossen, die weder wahr ist, noch, wenn sie auch wahr wäre, hierher ge-

*) Seite 38.

höret. Sie ist nicht wahr; denn Scävola erreichte seinen Zweck nicht, **indem** er ihn verfehlte, sondern **nachdem** er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, sondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hierher, wenn sie von Seiten der Wahrheit auch schon noch zu rechtfertigen wäre; denn sie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verschiedenen Gesichtspunkte, als wir sie vier Zeilen vorher sehen; dort wird sie uns als eine außerordentliche Anstrengung von Tugend angepriesen, hier bewundern wir sie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Gesichtspunkt aber ist in der Poesie kein geringerer Fehler als in der Perspectiv.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich dem Denkmale und der Aufschrift zugleich entsprechen sollen, so wird auch das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen: So wie ich bei Erblickung eines Denkmals zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmale errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt: ebenso muß auch die **Erwartung** des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des **Aufschlusses**, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen, so daß mir am Ende kein widriger Contrast zwischen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des **Martial's** auf den Tod der **Erotion**, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe ging.*)

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem
Nivesque primas liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus
Rhenique nodos aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,

*) Lib. V. ep. 38.

Quod succinorum rapta de manu gleba:
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis sciurus et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hieme, nec tamen tota;
Nostros amores gaudiumque lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulae pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest Paeto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieses Sinngedicht fängt mit so sanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der sich um ein kleines unschuldiges Ding so sehr betrübt, so herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie so sehr gestimmet, daß ich mich nach ganz etwas Anderm als einem hämischen Zuge gegen einen guten Bekannten sehne. Betrübniß macht sonst so gutdenkend, und boshafter Witz verstummet sonst so leicht bei einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Contrasten nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein solcher Sprung kann allerdings angenehm sein und wenigstens den Mund in Falten ziehen, wenn nur unsere Empfindung nicht besondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieser beim Scarron:[1])

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!
Vieux Palais ruinés, Chef d'oeuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!

1) Paul Scarron (1610—1660), der erste Mann der Frau von Maintenon. Vgl. seine Oeuvres, Lyon 1729, I. S. 375. — A. d. H.

Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plupart vous êtes démolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un méchant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Der Posse thut seine Wirkung. Gleichwohl ist auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompösen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn ansetzen: und mag er doch gerathen, wie er will, wir sollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieses Scarron'schen Sinngedichts oder Sonetts das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu sein scheine, welches Barth zuerst bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr ist, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obscöne das Lächerliche vermehre. Denn anstatt der durchgestoßnen Weste — Doch wer Lust hat, kann es bei dem Barth selbst nachsehen.*) Es ist vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leser seine Erwartung nicht ohne Vergnügen vielmehr getäuscht als erfüllet sieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

4.

Einige Leser dürften bei Allem, was ich bisher von dem Sinngedichte gesagt habe, noch immer das Beste vermissen. Sie kennen es als das sinnreichste von allen kleinen Gedichten, als eine witzige Schnurre wohl nur, und doch ist des Witzes von mir noch kaum gedacht worden, geschweige, daß ich die verschiednen Quellen des Sinnreichen anzugeben gesucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung und in die Befriedigung dieser Erwartung gesetzt, ohne mich weiter einzulassen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen solche Befriedigung am Besten geschehe. Was die lateinischen Kunstrichter acumina und die französischen pointes nennen, habe ich weder erfordert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter diesen Worten nichts anders verstanden

*) *Advers.* Lib. XXXVI. c. II. — [Caspar von Barth's (1587—1658) „Adversariorum commentariorum libri LX", Francof. 1648. — A. d. H.]

werden soll als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicher Weise nach der Erwartung am Ende des Ganzen stehen muß und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann: so ist es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe schlechterdings nicht sein kann. Es bleibt vielmehr dieses acumen das wahre allgemeine Kennzeichen desselben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu versagen, wenn sie auch sonst noch so viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum zugleich streitig macht.

Wenn hingegen unter acumen oder pointe man etwas meinet, was blos das Werk des Witzes ist; mehr ein Gedankenspiel als einen Gedanken; einen Einfall, dessen Anzügliches größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entstehet, in welchen er ausgedrückt ist; oder von dem wohl gar nichts Gesundes übrig bleibt, sobald man diese Worte ändert oder versetzt: so ist die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müsse, der Frage vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter oder in falscher Münze zu bezahlen.

Denn so wie es nur der Mangel an guter Münze ist, welcher falsche Münze zu prägen verleitet, ebenso ist es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Aufschlusse zu befriedigen, — nur diese Schwierigkeit, sag' ich, ist es, welche nach Mitteln umzuschauen verführet, durch die wir jene Befriedigung geleistet zu haben wenigstens scheinen können.

Glücklich, wenn man unter diesen Mitteln nur noch die erträglichsten zu wählen verstehet! Denn es giebt in der That auch hier Paduanische Münzen, die zwar falsche, aber doch von so schönem und dem wahren so nahe kommenden Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen.[1]) Ja, es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer ist als der ächten, so daß der Münzer wenig mehr als den Schlageschatz dabei gewinnen konnte.

Besonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz ächten Münzen, die, wenn sie schon nicht im Handel

1) Der Stempelschneider Giovanni Cavino (1499—1570) verfertigte in seiner Vaterstadt Padua gemeinschaftlich mit Alessandro Bassiano viele griechische und römische Münzen; daher werden nachgemachte antike Münzen häufig Paduaner genannt. — A. d. H.

und Wandel gelten können, doch immer schöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommnen zu gehören, doch von je her, auch unter Leuten von Geschmack, ihre Liebhaber gefunden haben und so noch ferner finden werden. Unter der ersten Gattung verstehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen, und unter der andern die, deren Aufschluß in einer Zweideutigkeit bestehet. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue ist, eben weil es neu ist, dasjenige, was am Meisten überrascht. Ob nun gleich dieses Ueberraschende nicht das Einzige sein muß, wodurch das Neue gefällt, so ist es doch unstreitig, daß schon die bloße Ueberraschung angenehm ist. Wenn es denn aber nur selten in des Dichters Vermögen steht, seinen Leser mit einem wirklich neuen Aufschlusse zu überraschen, wer kann es ihm verdenken, wenn er seinem gemeinen Einfalle eine solche Wendung zu geben sucht, daß er wenigstens diese Eigenschaft des Neuen, das Ueberraschende, dadurch erhält? Und dieses kann nicht anders geschehen als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leser nichts geben kann, was dieser auf keine Weise voraussehen könnte, so verführt er ihn, etwas ganz Anders vorauszusehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von hohen Dingen an und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er scheinet loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er scheinet tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt sich in ein feines Lob. Doch so ganz einander entgegengesetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu sein: genug, wenn der Blick des Lesers auch nur gerade vorbeischießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial sei statt aller.*)

In Sanctram.

Nihil est miserius nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit,
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum
Et utramque coxam leporis et duos armos:
Nec erubescit pejerare de turdo
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares

*) Lib. VII. ep. 19.

Et Punicorum pauca grana malorum
Et excavatae pellis indecens vulvae
Et lippa ficus debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos sinu condit
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,
Seque obserata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas Anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanctra als einen leckern Fresser, der nie genug hat: auf einmal wendet sich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Fresser ein armer Teufel ist, der nicht darum die schmutzigsten Brocken so gierig zusammenraffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, sondern um sie zu verkaufen und sich andere Bedürfnisse des Lebens dafür anzuschaffen. Denn daß dieses schon ge- gewissermaßen in dem Worte miserius des ersten Verses stecke, das hatten wir längst wieder vergessen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatisten aller Zeiten und Völker aus dieser Quelle geschöpft haben, darf ich nicht erst sagen. Ich will sie aber darum doch nicht mit meinen, sondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen: *) „Scitis esse notissimum ridiculi genus, cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.“

2. Cicero setzt hinzu: „Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius.“ Und das wäre die zweite Gattung. Denn es ist allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweideutigen, daß es so wenig als möglich vorher gesehen werde. Was aber die Zweideutigkeit überhaupt sei, brauche ich nicht zu erklären, ebenso wenig, als ich nöthig habe, Beispiele davon anzuführen. Aber gut ist es, gewisse allzu ekle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß sie uns doch lieber das Lachen nicht so schwer und selten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen schon zu viel zuge-

*) *De Oratore*, lib. II. c. 63.

geben; die Zweideutigkeit ist nicht blos gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum, sie kann sehr oft die Seele des feinsten Scherzes sein und dem Ernste selbst Anmuth ertheilen. „Ex ambiguo dicta,“ sagt ebenfalls Cicero, „vel argutissima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur.“ Denn wenn die Zweideutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortspiel ist, so ist von dem doppelten Sinne, den sie hat, der eine wenigstens wahr, und der andere, wenn er falsch ist, diente blos zum Uebergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unserer Ideen nicht Alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir lassen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt sich hiervon sagen, was nicht schon hundertmal gesagt wäre? —

Ich schließe also diese allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm, und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, so schließe ich sie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen statt eines Passes bei denjenigen Lesern dienen kann, welche dergleichen Untersuchungen über Werke des Witzes insgesammt nicht lieben und ihnen kühnlich allen Nutzen absprechen, weil sie einen insbesondere nicht haben können.*) „Ego in his praeceptis hanc vim et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus.“

*) L. c. cap. 57.

II.

Catull.

1.

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catull's allerdings verschiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle seine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er selbst diesen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen ohne Unterschied eine besondere Gattung des Epigramms zu abstrahiren und es als ein Problem aufzuwerfen, ob diese Catullische, wie man sie nennet, feinere Gattung der Martialischen spitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sei: das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.

Die allermeisten von den kürzern Gedichten des Catull's haben schlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein als die Kürze. Es sind kleine giftige oder obscöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Absicht auf eine besondere Dichtungsart ausgearbeitet sind. Wer z. E. ein „Salve, nec minimo puella naso“,*) ein „Disertissime Romuli nepotum“,**) ein „Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa“,***) für Sinngedichte halten kann, der muß Lust haben, selbst auf die wohlfeilste Art ein epigrammatischer Dichter werden zu wollen. Sogar sind die nie genug gepriesenen kleinen Stücke, dergleichen „Ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae“ und andere, die so unzähligmal nachgeahmet und übersetzt worden,

*) Carmen 44.
**) Carmen 50.
***) Carmen 59.

dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß sie etwas Besseres sind, und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling seiner Lesbia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Uebersetzung und durch eine ebenso glückliche Nachahmung in Aller Munde ist, ein Epigramm heißen müßte, da es die schönste Naenia ihrer Art ist, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben.[1])

Wenn aber dem ohngeachtet sich Martial nach dem Catull soll gebildet haben; wenn er selbst ihn für seinen einzigen Meister erkennet: *) so ist dieses entweder nur von dem naiven Ausdrucke und andern allgemeinen Eigenschaften des Dichters oder doch nur von der geringsten Anzahl der kleinern Catullischen Gedichte zu verstehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial sein Ideal des Sinngedichts abstrahiret haben konnte. Von solchen z. E. **)

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male nec tacet unquam
 De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat!
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
 Assidue: verum dispeream, nisi amo!

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
 Accidere a nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores
 Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
 Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
 Quid credat, nisi se vendere discupere?

*) Lib. X. ep. 78.
 Sic inter veteres legar poetas,
 Nec multos mihi praeferas priores,
 Uno sed tibi sim minor Catullo.

**) Carmen 92. 95 et 105.

---

1) Beide sind von Ramler. Die Uebersetzung steht in seiner Bearbeitung des Batteux; die Nachahmung ist die Nänie auf den Tod einer Wachtel, zuerst in der Hamb. Neuen Zeitung 1770, St. 171 vom 26. October, dann im Gött.-Musenalmanach 1771, S. 88 veröffentlicht und im Almanach der deutschen Musen 1771, S. 46 verstümmelt abgedruckt. (Poet. Werke, Berlin 1825, I. S. 19). — A. d. H.

Denn wer erkennet in diesen nicht die völlige Einrichtung des Martial's? Und nur auf diese, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematische Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann, nicht aber auf die bloße Spitze des Schlusses, die bald mehr, bald weniger zugeschliffen sein kann, so wie sie es auch wirklich bei dem Martial selbst ist.

2.

Ich getraute mir, wegen dieses Urtheils über die kleinern Gedichte des Catull's mit einem Naugerius selbst fertig zu werden. Denn so ein großer Verehrer des Catull's Naugerius auch immer mag gewesen sein, so ist doch gewiß, daß er den Martial ebenso wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toscanus [1]) lieber bereden; aber wen hätte Naugerius sodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieses hingegen kann darum nicht sein, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen als den kleinen Gedichten des Catull's; welches bereits Vavassor und noch ein Gelehrter,*) obschon nur an dem einzigen auf die Bildsäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum diese Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie gesagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewisse Einfalt, die sich mit dem zugespitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher schon erhellet, weil er, nach dem Riccius,**) die Priapeia allen andern Epigrammen dieser Art weit vorgezogen. Sondern er sahe lediglich auf die Sprache, die sich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des Ciceronischen Zeitalters entferne. Wir wissen, was für ein Eiferer für die Sprache dieses Zeitalters er war, er, dem Politian und

*) *Remarques sur les Réflexions du P. Rapin*, p. 699. Op. Vavassoris. — *Observationes miscellaneae in Auctores v. et n.* Vol. II. T. II. p. 208.

**) *Barthol. Riccius, De Imitatione*, lib. I. — [Bartolomeo Ricci (1480— 1569); seine Werke hat Emaldi, Padua 1748, herausgegeben. — A. d. H.]

1) Johannes Matthäus Toscanus veröffentlichte Paris 1578 eine Sammlung von 200 kurzen poetischen Charakteristiken seiner gelehrten Landsleute unter dem Titel „Peplus Italiae“. Darin heißt Naugerius S. 44: „Martialis lascivi petulantiam perosus“. — A. d. H.

Erasmus viel zu barbarisch schrieben.[1]) Wenn er also ja die zugespitzten Schlußfälle des Martial's zugleich mit verwarf, so geschahe es doch gewiß nur in so weit, als eben sie es sind, die von jener Lauterkeit sich zu entfernen und jenem reichen Flusse von Worten zu entsagen am Ersten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, sobald sie nur einer altrömischern Diction fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man sehe das zwölfte, das siebzehnte, das zweiundvierzigste seiner Gedichte in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere ist auf sein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harnisch angelegt hatte, und schließt:

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
 Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc patriae quod tempore iniquo,
 Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geschmacke des Martial sein als dieser Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zusammengepresset und anstatt in vier Zeilen nur in zweien würde gesagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag so gut sein, als es will, ist doch wahrlich sehr prosaisch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr sein, daß Naugerius ein so besonderer Verehrer des Catull's gewesen. Denn Paul Jovius[2]) erzählt zwar, daß er alle Jahre an einem gewissen den Musen geheiligten Tage eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulcan geopfert, das ist, verbrannt habe. Aber es ist, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zusatz des Famianus Strada,[3]) daß diese Verbrennung dem Catull zu Ehren geschehen sei. Naugerius zeigt sich in seinen Gedichten selbst auch nur als einen sehr entfernten Nachahmer des Catull's: er ist bei Weitem kein Cotta,[4]) der um eben diese Zeit seinen Landsmann mit allen den offenbarsten Fehlern nachahmte und besonders in der Rauhig-

1) Navagiero gehörte zu der Schule der Ciceronianer, die zu Leo's X. Zeit ebensowohl gegen die älteren Stilisten wie Politian, als gegen die jüngeren Angreifer, an deren Spitze der berühmte Erasmus von Rotterdam mit seinem „Ciceronianismus s. de optimo genere dicendi“ stand, Front machten.—A. d. H.

2) Der Historiker Paul Jovius (1483—1552) in seinen „Elogia virorum literis illustrium“, LXXVIII. p. 180 ff. — A. d. H.

3) Der Jesuit Famianus Strada (1572—1649) in seinen „Prolusiones academicae“, II. 5. p. 334 f. — A. d. H.

4) Johannes Cotta aus Legnago (1479—1506), Verfasser sehr lasciver Epigramme, die in verschiedenen Sammlungen und hinter Fracastor's Gedichten, Padua 1718, gedruckt sind. — A. d. H.

keit des Catullischen Pentameters eine Schönheit suchte, die nur für ganz eigene Ohren sein kann. Zwar wenn Cotta dieses in dem Geiste that, in welchem es schon zu der Zeit des jüngern Plinius geschah, so habe ich nichts dagegen. Denn schon damals bediente man sich zu Rom der Schreibart des Catull's, so wie jetzt französische Dichter sich der Schreibart ihres Marot's[1]) dann und wann bedienen. Nicht als ob diese Schreibart noch jetzt die reinste und richtigste und beste wäre, sondern blos, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger sind, überhaupt aber Nachlässigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weise wagen dürfte. „Facit versus," schreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus,*) „quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam, et hoc, quasi Catullus aut Calvus." Mich dünkt, es ist kein Wunder, daß uns von diesen Versen des Saturninus nichts übrig geblieben; wer sich nicht in der Sprache seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getrauet, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn sie auch nur die Muster in jeder Gattung aufheben soll; und es ist nichts mehr als Verdienst, daß der originale Martial vor dem vollkommensten Nachahmer des Catull's auf uns gekommen ist, wenn es auch schon wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sei.

3.

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wiederauffinder des Catull's gemacht zu haben glaubte, und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht so völlig überzeugt bin, daß ich sie nicht wenigstens für geschickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es ist nicht eigentlich bekannt, wer es gewesen, der bei allmählicher Herstellung der schönen Wissenschaften in dem funfzehnten Jahrhunderte unsern Dichter wieder zuerst an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barba-

*) Ep. 16. Lib. I.

1) Clément Marot (1495—1544), Sohn des Dichters Jean Marot. Nach ihm ist der „stile Marotique" benannt. — A. d. H.

rischem Lateine und ebenso räthselhaften Ausdrücken, das bestimmt gewesen, uns das Andenken dieses Mannes und die nähern Umstände seines glücklichen Fundes aufzubehalten. Dasselbe stehet vor mehr als einer der neuern Handschriften des Catull's, die von dem ersten wieder aufgefundenen Manuscripte genommen zu sein scheinen. Der jüngere Scaliger machte es zu Anfange seines Commentars über den Dichter bekannt, wo es so lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul.
 Causa mei reditus compatriota fuit.
Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen,
 Quique notat cursum praetereuntis iter.
Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,
 Quoius sub modio clausa papyrus erat.[1])

So viel versteht man gleich, daß das Buch selbst oder vielmehr der Dichter selbst redend eingeführet wird, um uns zu sagen, durch wen und von wannen er aus dem Elende wieder in sein Vaterland zurückgekommen sei. Auch dieses ergiebt sich sogleich, daß solches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneser also, und aus einer sehr entfernten Gegend geschehen sei. Wenn nun Scaliger blos hätte vermuthen wollen, daß diese entfernte Gegend vielleicht Frankreich gewesen sei, so möchte es hingehen. Allein er behauptet geradezu, daß sie es wirklich gewesen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme selbst stehe. „In Galliis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est.“ Gleichwohl ist es offenbar, daß die ersten zwei Zeilen dieses nicht besagen, und daß unter dem „longis a finibus“ ebensowohl Deutschland und jedes andere Land verstanden werden kann als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht, aber im Geringsten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen, sondern blos, um aus der Sprache dieses Landes ein Merkmal anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders errathen sollen. Denn die Worte „Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen“ können unmöglich etwas Anders heißen, als daß der Name dieses Finders, dieses Compatrioten des Catull's, dieses Veronesers also, auf welchen nur

1) Verfasser des räthselhaften Epigramms ist Benvenuto Campesani, um 1323. — A. d. H.

allein das cui sich beziehen kann, in der französischen Sprache a calamis hergenommen sei. Folgt aber hieraus, daß er sich darum nothwendig auch auf französischem Grunde und Boden müsse befunden haben, als er seinen Fund that? Möglich kann es sein, nur aus diesen Worten fließt es nicht schlechterdings.

Es war sonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal seine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien sei diesem Lande bei Wiederherstellung der schönen Literatur sehr Vieles schuldig, nicht zu verdenken, daß er unter Andern auch dem Scaliger die in Frankreich geschehene Wiederentdeckung des Catull's durchaus nicht einräumen wollte.*) Er merkte an, daß das nämliche Epigramm sich bereits auf einer alten gedruckten Ausgabe des Catull's befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er sagt nicht, welchem Guarinus, und giebt auch diese alte Ausgabe selbst nicht näher an. Woher es also Herr Hamberger hat, daß Baptista Guarinus zu verstehen sei, kann ich nicht wissen. Nur so viel weiß ich, daß sich Herr Hamberger irret, wenn er diesen Baptista Guarinus selbst zu dem Wiederauffinder des Catull's macht.**) Dieses hat Pignorius auch gar nicht sagen wollen, als der blos meldet, daß das Epigramm vom Guarinus sei, nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handele. Vielmehr unterscheidet er den Verfasser des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Compatrioten und Erretter des Catull's, und der Fehler, den er dabei begeht, ist nur dieser, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Scaliger zu viel sahe, er seines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nämlich, daß die Worte „a Calamis tribuit cui Francia nomen“ weiter nichts sagen sollten, als daß der Wiederauffinder Franciscus geheißen habe. Und das ist augenscheinlich falsch; denn er soll ja nicht seinen Namen

*) *Symbolarum epistolicarum* XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo. — [Laurentius Pignorius aus Padua 1571—1631. — A. d. H.]

**) Zuverlässige Nachr., Th. I. S. 470: „Was noch vorhanden ist (vom Catull nämlich), hat Baptista Guarinus aus Verona in Frankreich zuerst gefunden.“ — [Georg Christoph Hamberger (1726—1773), der Begründer des von Meusel u. A. fortgesetzten „Gelehrten Deutschlands“. Er verwechselt Vater und Sohn. Das fragliche Epigramm und die Auffindung der Catullhandschrift ist nämlich wohl dem Veronesen Guarino Guarini (1370—1460), aber nie seinem Sohne Baptista zugeschrieben. Hamberger's Irrthum mag daher kommen, daß Baptista Guarini (gest. 1513) den Text des Catull emendirt hat, der wieder von dessen Sohn Alexander mit einem Commentar versehen ist. Dieser Baptista ist wohl zu unterscheiden von seinem berühmten gleichnamigen Enkel (gest. 1612), dem Dichter des „Pastor fido“. — A. d. H.]

von „Francia" haben, sondern Francia soll ihm seinen Namen „a Calamis" beigelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlassen, zur Entschuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunctirt gelesen als Scaliger. Nämlich so:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen.*)

Und so hat er ohne Zweifel das „a Calamis" für die nähere namentliche Bestimmung des „longis a finibus" in der ersten Zeile gehalten, wonach die Worte „tribuit cui Francia nomen", für sich allein genommen, freilich nichts mehr sagen können, als er sie sagen läßt. Allein was wäre denn unter diesem „a Calamis" für ein Land oder für ein Ort oder für ein Volk zu verstehen? Ich wüßte nicht, und sicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja sonst der ganze Streit zwischen ihm und dem Scaliger auf einmal entschieden wäre.

Ueberhaupt sieht man wohl, daß weder Scaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer solchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen; denn sonst hätte es ihnen ja wohl nicht schwer sein können, die wahre Meinung zu erkennen und einen Geschlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Französischen sich wirklich „a calamis" ableiten lasse. Angenommen nämlich, daß „a calamis" so viel heißen soll als von Schreibfedern, welches es ohnstreitig heißen kann, und nun sich erinnert, daß Schreibfedern auf Französisch „plumes" heißen: was ist leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen solchen Geschlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß sie die Entdecker des Catull's gewesen wären? Allerdings, und wenigstens lebte um eben diese Zeit, das ist in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medicus Namens Bernardinus Plumatius, und was das Sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneser.[1])

*) Zwar steht bei ihm selbst das Semikolon nach „tribuit", aber wohl nur durch einen Druckfehler. „Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) codicem Catulli."

1) Verfasser eines Commentars zum Hippokrates, gest. 1506. — A. d. H.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher[1]) und Papadopoli*) und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher Diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen, ebenso wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung, daß er es wohl selbst sein könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medicus, sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte, so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen sein. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an Einem von diesem Geschlechte beide Merkmale zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catull's compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beigelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich dem ohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermuthung gleich Eingangs vor dem völligen Beifall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die, weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das „a calamis“ auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuscripte des Catull's, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich anstatt „a calamis“ deutlich und ungezweifelt „a talamis“ das ist „thalamis“. Und da läge sie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn diese Lesart ihre Richtigkeit hätte, und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen Andern sein Glück versuchen lassen und nur noch anmerken, daß besagtes Manuscript auch

*) *Historia Gymnasii Patavini*, T. II. p. 184. — [Der Verfasser, Nicol. Comnenus Papadopoli aus Candia (1655—1740), war Professor in Padua. — A. d. H.]

---

1) Paul Freher, Nürnberger Arzt (1611—1682), Verfasser eines „Theatrum virorum eruditione singulari clarorum“. — A. d. H.

sonst Einiges nicht völlig so lesen läßt, als Scaliger gelesen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beim Scaliger keinen Verstand hat, stehet anstatt „cursum“ „*turbae*“, und so scheinet doch einigermaßen ein Verstand von Weitem herleuchten zu wollen. Doch diese bessere Lesart giebt auch schon Fabricius,*) ohne zu sagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er sie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzusetzen für nöthig erachtete. Vielleicht also, daß Fabricius die alte Ausgabe selbst vor sich gehabt, auf die sich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunctation der dritten Zeile, welche dieser doch auch daher genommen zu haben scheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieset die dritte Zeile vollkommen wie Scaliger, und wie ich sie auch in dem Wolfenbüttel'schen Manuscripte finde. — Endlich hat dieses auch noch in der fünften Zeile anstatt „revocate“ „*celebrate*“ und in der sechsten anstatt „clausa“ „*causa*“. Wenn denn nur aber in den Zeilen selbst das Geringste dadurch mehr aufgekläret würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Distichon mir völlig unverständlich ist. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden; denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr, und wo sind die Scheffel anders als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts Besseres zu sagen.

*) *Biblioth. lat.*, T. I. p. 53.

III.

Martial.

1.

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial bei den Griechen sowohl als bei den Römern gegeben, welche Epigrammen gemacht, aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen, daß er der Erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgesondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verschiedenheit sind, als daß man sie noch alle hätte classificiren können oder wollen. Der Name selbst ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterschied beigelegt: epigrammata, idyllia, eclogae waren völlig gleichgültige Benennungen, und noch der jüngere Plinius stellte es frei, welche von diesen Benennungen man seinen poetischen Kleinigkeiten beilegen wolle, die er blos nach dem allen gemeinschaftlichen Silbenmaße überschrieben hatte. *)

Martial, wie gesagt, war der Erste, der sich eine deutliche, feste Idee von dem Epigramme machte und dieser Idee beständig treu blieb. So verschieden seine Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle sein mögen, so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer innern Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nämlichen Classe auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist.

*) Lib. IV. ep. 14: Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto.

Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehöret, so ist er auch noch bis jetzt der erste dem Werthe nach geblieben. Nur Wenige haben so viele Sinngedichte gemacht als er, und Niemand unter so Vielen so viel gute und so viel ganz vortreffliche. Wer ihm aus allen Zeiten und Völkern noch am Nächsten kömmt, ist unser Wernicke. Beider Reichthum ist fast gleich groß, nur daß man dem Reichthume des Deutschen ein Wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen, Wernicke förderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schooße der Erde zu Tage. Wernicke besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen, und dem Martiale ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man schweige doch nur von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anders: seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläset er es aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und poliren, ob es ein ächter oder unächter Stein ist; sie geben sich mit dem einen ebenso viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feierlicher, gleich ehrlicher Miene bieten sie den unächten ebenso theuer als den ächten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz, auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bei einem solchen ebenso ernst, ebenso würdig, ebenso groß sein; und nur das ist der wahre Probirstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in diesem Punkte wäre nicht besser zu führen als durch Gegenstellung neuerer Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nämlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben, wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martial's — wer kennt es nicht? — ist dieses:*)

*) Lib. I. ep. 43.

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
 Et subtracta sibi quaereret arma dolor,
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
 Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit et ardentes avido bibit ore favillas:
 I nunc et ferrum, turba molesta, nega!

Vortrefflich! obschon nichts als das historische Factum. Nur daß der Dichter das, was Porcia blos durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch berichtet, daß nämlich Porcia, nachdem sie die brennenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte." Freilich hat sie nichts weiter gesprochen und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt uns denn die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martial's giebt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen, wie z. E. Raderus,*) dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnet hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine, und die Worte „I nunc et ferrum, turba molesta, nega!" sind Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bei der Handlung selbst gegenwärtig zu sein, und ganz in dem Geiste der Porcia der vereitelten Aufsicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bei dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für todt niederfiel, wäre es ein Anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht und hätte also selbst ein solches „I nunc" zu der lästigen Schaar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können, wie sie denn auch wirklich so etwas sagte.**) Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martiale unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von diesem angeschmitzten Flecke gereiniget, höre man seine Nacheiferer.

Der Erste sei Marcus Antonius Casanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen

*) Bei dem diese letzte Zeile „insultantis et irridentis Porciae victricis vox" heißt. — [Der Tiroler Jesuit Matthäus Raber (1561—1634) gab zu Ingolstadt 1607 einen castrirten Martial heraus. — A. d. H.]

**) *Plinius*, ep. 16. lib. III: Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negassetis.

Epigrammatisten den allerersten und zugleich den nächsten Platz nach dem Martiale zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken! *)

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
An dux ad mortem non satis unus erat?
Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile so nachlässig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leser schon die ganze That der Porcia bekannt sein muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaßen verstehen soll: sondern ich will blos fragen, was wir bei dieser letzten Zeile außer der dunkeln Andeutung der That überhaupt denken sollen. Oder was hätte Porcia wohl selbst gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritischen Augenblicke solche Worte entfahren wären? Wie kam sie darauf, sich einem Hause zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verstande heißen, in welchem es hier gebraucht sein muß? — Doch diese Armseligkeit ist so vieles Ernstes nicht werth.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Casanova versuchte auch Faustus Sabäus sein Heil, und so: **)

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compescere luctum:
Igne exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe sich unter allen möglichen Todesarten gerade diese mit vielem Bedachte ausgesonnen? Sie habe mit allem Fleiße die Wasser ihrer Betrübniß nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, sondern lieber mit Feuer auftrocknen wollen? Sie habe — Doch was ist leichter, als über so was zu spotten?

Ich eile zu einem Dritten, dem Nicolaus Grudius, dem

*) *Deliciae Poet. Ital.* P. I. p. 707. — [Diese Sammlung ist von Janus Gruterus (1560—1627) unter dem fingirten Namen Ranutius Gherus herausgegeben. — Casanova starb 1527. — A. d. H.]

**) *Deliciae Poet. Ital.* P. II. p. 565. — [Ueber Sabeo vergl. oben S. 111, Anm. 1. — A. d. H.]

Bruder des zärtlichen Johannes Secundus; leider nur einem leiblichen Bruder und keinem Bruder in Apollo. — Aber sein Epigramm ist so lang — ich glaube, ich werde mit dem bloßen Schlusse davonkommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Versen betheuern, wie gern und wie unfehlbar sie ihm unverzüglich folgen wolle, und setzt endlich hinzu:*)

Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
Quae potius flagrans tela ministret amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von seinen eigenen Pfeilen, besonders, wenn ihm von jenen vertauschten noch einer übrig ist. Oder, wenn es ja Feuer sein mußte, warum nicht lieber seine eigene Fackel?

Es folget endlich Wernicke, und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen lassen. Er hat zwei Sinngedichte auf die Porcia, beide ungleich besser als die Sinngedichte des Casanova, des Sabäus, des Grudius, aber beide doch noch unendlich unter dem Muster des Martial's. **)

1.

„Man hört nicht Porcia vergebens sich beklagen,
Noch daß dies edle Weib in Ohnmacht weibisch sinkt;
Sie kann gleich ihrem Mann den Tod beherzt ertragen
Und isset Feu'r, weil er aus Lethe Wasser trinkt."

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geschicke beugt,
Die mit dem Tode weiß, wie Cato selbst, zu scherzen:
Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
Was für ein Feu'r in ihrem Herzen."

Ich hätte große Lust, nach dem Beispiele des Plutarch's, elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen und hinzuzusetzen: Wunder, wenn unter allen diesen frostigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloschen wären und Porcia anstatt Feuer nichts als Staub hinuntergeschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein „scurra de trivio" war.

*) *Poemata trium fratrum Belgarum*, p. 69. — [Nicolaus Grudius (gest. 1571), Adrianus Marius (gest. 1568) und der bekannte Verfasser der „Basia", Johannes Secundus (gest. 1536), waren Söhne des Middelburger Juristen Nicolaus Everhard. — A. d. H.]

**) Zweites Buch, S. 45.

Denn bei Alledem hat Muretus in seinen Epigrammen den Martial doch sehr oft nachgeahmt und immer sehr unglücklich. Das Einzige, worin er den alten Possenreißer übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des Muretus Gedichte heißen „Juvenilia“,[1]) und das kritische Urtheil fällte er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen und sage über den poetischen Werth des Martial's überhaupt nur noch das: Wenn Aelius Verus, welcher den Martial seinen Virgil nennte,[2]) weiter nichts damit sagen wollen, als daß Martial in seiner kleinen Dichtungsart eben das sei, wofür Virgil in seiner größern gelte, wie sich verschiedene Gelehrte dieses eingebildet, so hat sich Niemand zu schämen, ebenfalls von so vornehmem Geschmacke zu sein. Aber ohnstreitig wollte dieser Cäsar damit mehr sagen, und es hat nie an Leuten seines Ranges gefehlt, die eine lustige schmutzige Kleinigkeit in allem Ernste dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend einige Anstrengung, ihm nachzuempfinden, fordert. Sie überschätzen, was ihnen gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihnen gefallen sollte.

Höchstens ist eine dergleichen Ueberschätzung nur dem Verfasser selbst zu vergeben. Martial selbst mochte immer glauben, daß seine Epigrammen ebenso viel werth wären als Anderer ihre Heldenlieder und Trauerspiele;*) denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man sich diese Sache selbst nicht geringfügig denkt. Man muß sie vielmehr unabläßig als eine der ersten in der Welt betrachten, oder es ist kein Enthusiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Besonders auszurichten stehet. Nur wehe dem Leser, der sich von diesem den Verfassern so nützlichen Selbstbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er selbst nicht wissen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig ist, und damit aufhören, daß er Alles verachtet.

2.

Nichts hat dem Ruhme des Martial's in den neuern Zeiten mehr geschadet als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen,

*) Lib. IV. ep. 49.

1) Gedruckt Paris 1553. — A. d. H.
2) So erzählt Spartianus in dem Leben dieses Kaisers, Cap. 5. — A. d. H.

daß etwas ästhetisch schön sein könne, wenn es nicht auch moralisch gut ist. Aber es ist doch auch so gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieses Gute nicht zugleich erkennet.

Diejenigen meinten es daher noch immer sehr treu mit ihm, die lieber alle seine juckenden, kranken, ansteckenden Theile ausschneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unschuldiger und mit einer zartern Stirne begabter Leser verbannet wissen wollten. Ramirez de Prado[1]) mußte nicht klug im Kopfe sein, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer so guten Absicht so übel mitspielen konnte. Ein Anderes wäre es gewesen, wenn das Ausgeschnittene zugleich vernichtet worden, oder wenn noch jetzt leicht zu besorgen stünde, daß, was in einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entschuldigung des Martial's über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben Die, welche meinen, daß nichts darwider einzuwenden sei, sie noch nicht einmal so weit ausgedehnet, als sie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich ist, daß ein reines Leben bei so unreinen Gedichten bestehen könne, noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen soll. — Nicht sowohl um ihrer Meinung überhaupt beizutreten, als vielmehr blos um Einiges zum nähern Verständnisse des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein paar Anmerkungen niederschreiben.

1. Wenn man von je her, so wie Denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, also auch Denen, welche sich der Besserung des sittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen und sich mit den eigentlichen Worten über Alles auszudrücken, was der Wohlstand außer dieser Absicht entweder gar nicht zu berühren oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Gesichtspunkte Eines der Letztern zu betrachten? Augenscheinlich wenigstens ist es, daß er die Absicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüsten anzupreisen, deren bloße Benennungen

---

1) Laurentius Ramirez de Prado, spanischer Jurist (gest. 1658), gab 1607 zu Paris den Martial heraus. — A. d. H.

bei ihm uns schon so viel Abscheu erregen; vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geschieht es nie anders als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavassor im Geringsten nicht gedacht haben, der ein gewisses Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martial's gerade am Meisten zu finden glaube, so ansieht, als ob sich der Dichter selbst dadurch das Urtheil gesprochen. Es ist das dreiundvierzigste des zwölften Buchs, an einen nicht ganz schlechten Poeten, dessen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus,
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor;
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavassor erkennet in diesen Versen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über Die erhalte, von denen sie am Muthwilligsten unter die Füße getreten werde. Wenn sich unter dem Sabellus, sagt er, Martial nicht selbst meinet, so prallet doch der Pfeil, den er gegen dieses sein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.*) — Ich kann mich dessen schwerlich bereden. Denn auch der unbesonnenste Schriftsteller nimmt sich vor dergleichen Selbstverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von seinem freiesten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu sein geglaubt haben; und ich meine, er hätte Diesen abführen können, wenn er sich der Retorsion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?" hätte Martial sagen können, „ich mit Dir, Sabellus, in gleicher Schuld?

*) Cap. XI. Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosis etc.* Est hoc epigramma Martialis scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant atque in caput jacientis recidant.

Ich, der ich nichts sage, als was täglich um und neben mir geschieht; der ich es höchstens nur ebenso ohne Scham sage, als es geschieht; der ich es aber auch so ohne Scham sagen muß, wenn es ein Brandmal für Den werden soll, von dem ich es sage: was habe ich mit Dir gemein, der Du zu den Lüsten, die ich durch das Lächerliche so gut zu bestreiten suche, als sich etwas Strafbares durch das Lächerliche bestreiten läßt, der Du zu diesen Lüsten mit aller möglichen verführerischen Beredsamkeit anreizest? Dieses Anreizen, diese Erweckung der Begierden ist es, was ich eigentlich an Dir verdamme und mich auf keine Weise trifft: nicht die nackten schamlosen Worte, die ich freilich ebenso gut brauche als Du, aber zu einer andern Absicht als Du. Sogar räume ich es ein, daß Du im Gebrauche dieser Worte weit mäßiger, weit bescheidener bist als ich. Aber, guter Freund, im Grunde ist das desto schlimmer. Es zeigt, daß Du Dein Handwerk recht wohl verstehest, welches eines von denen ist, die einen Menschen um so viel schlechter machen, je vollkommner er darinnen wird. Du magst es bald weggehabt haben, daß sich die Begierden bei dem Verfeinten, Versteckten, welches mehr errathen läßt als ausdrückt, weit besser befinden als bei dem plumpen Geradezu. Darum allein vermeidest Du dieses und verschwendest an jenes so viel Witz und Blumen. Bei Leibe nicht, daß Du Jemanden Röthe in das Gesicht jagen solltest! Röthe ist Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit ist nie ohne Unwillen oder Furchtsamkeit. Wie taugten diese in Deinen Kram? Lieber umgehest Du diese Vorposten der Zucht so weit, so leise, als nur möglich. Du schonest der Schamhaftigkeit Deiner Leser, um sie unmerklich gänzlich darum zu bringen. Ich beleidige sie dann und wann; aber es geschieht, um sie thätig und aufmerksam zu erhalten. Immer nenne mich einen ungeschliffenen, groben Spötter, einen ekeln Possenreißer, wenn Du willst. Wer wird nicht lieber ein Spötter sein wollen als ein Verführer? nicht lieber ein Possenreißer als eine listige, gleißende, maulspitzende Hure? Frage bei dem Didymus nach, wessen Gedichte seine Mädchen am Liebsten lesen, ob meine oder Deine? welche von beiden sie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorsingen? mit welchen von beiden er sie selbst in dem Geschmacke ihres Berufs erhält? Dich allein kennen sie; Du allein liegst auf ihren schmutzigen Nachttischen. Ganz natürlich! Denn ich schlage, und Du kitzelst. Zwar, höre ich, soll es auch eine menschliche Gattung von Waldeseln geben, deren dicke Haut meine Schläge selbst zu

Kitzel macht. Aber wer fragt nach der? An der ist nichts zu bessern und nichts zu verderben, und wenn es meine Schläge nicht sind, welche ihr juckendes Fell krauen, so ist es der erste der beste Eckstein" u. s. w.

Man wird leicht sehen, warum ich in dieser Rede, welche ich dem Martiale in den Mund lege, den Sabellus weit weniger strafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedichte erscheinet. Denn es versteht sich von selbst, wenn Martial gegen den allerfeinsten Sabellus, gegen jeden Sänger der unschuldigern Wollust sich auf diese Weise vertheidigen kann, so wird er seine Sache aus eben den Gründen um so viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehischen Sabellus gewinnen müssen. Es kömmt unter beiden Theilen, wie gesagt, nicht auf die bloße schamlose Erwähnung unzähliger Gegenstände an, durch welche meistens nur eine Anständigkeit beleidiget wird, die sich mehr von gesellschaftlichen Verabredungen als unmittelbar aus der Natur des Menschen herschreibet, sondern es kömmt auf die anlockenden Sophistereien an, mit welchen man solche Gegenstände ausrüstet; auf die Anreizung zu Lüsten, zu welchen ohnedem schon so Vieles in der Welt anreizet; auf die Erweckung solcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigstens ist der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht sehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martial's keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es noch einer sehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Last fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und spottet, sondern von sich selbst redet, für sich selbst wünschet und fordert. Was sich für diese sagen ließe, wenn es darauf abgesehen wäre, den Martial von dem Verderbnisse seiner Zeit so wenig als möglich angesteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht Folgendes.

Es ist falsch, daß der epigrammatische Dichter Alles, was er in der ersten Person sagt, von seiner eigenen Person verstanden wissen will. Kürze und Rundung, welches so nothwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nöthigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz noch sein Verstand Theil nimmt. Daß dieses auch dem Martiale begegnet sei, daß auch Martial hieraus sich kein Bedenken gemacht habe, ist sehr glaublich, und ein unwidersprechliches Beispiel haben wir an dem sechsten Epigramme des ersten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das epigrammata nobis:
Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer ist hier die erste Person? der Dichter? Nichts weniger; der Dichter ist vielmehr gerade Der, mit welchem jene erste Person spricht. Der Kaiser Domitianus selbst ist es, welchen Martial so redend einführet, ohne uns weder in dem Gedichte noch in der Aufschrift den geringsten Wink davon zu geben. Was er also hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfter unterlassen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen nicht Martial selbst, sondern ein Freund und Bekannter desselben sprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener Willkür gedichtet. Er ließ sich auch wohl den Gegenstand zu einem Epigramme aufgeben; denn er beklagt sich gegen einen gewissen Cäcilian, daß er ihm so ungeschickte Gegenstände vorlege, über die es ihm nicht möglich sei, einen gescheiten Einfall zu haben.*)

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi vel Hymettia nasci
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn so ein Cäcilian über Den und Jenen, über dies und das ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiste desselben gemacht haben? Wird er es ihm also auch nicht selbst in den Mund gelegt haben?

Allerdings ist durch diese Wendung gewissermaßen von dem moralischen Charakter des Martial's nun Alles abzulehnen, was ihm nachtheilig sein könnte. Aber wenn der Dichter so schlimm nicht war als sein Buch, wird denn darum auch das Buch im Geringsten besser? Gewiß nicht — doch dieses gegen Tugend und Wohlstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

3.

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu sein scheinen, blos um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von

*) Libr. XI. ep. 43.

sich selbst versichert, desto wahrscheinlicher zu machen. Es verlohnet sich also der Mühe, sie ohne Rücksicht auf diesen Punkt durch einige Beispiele mehr zu erhärten, und wo möglich durch einige einleuchtendere als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, sondern Domitianus spricht, aber doch mit dem Dichter spricht. Aus diesem Umstande, dürfte man meinen, verstünde es sich von selbst, daß die erste Person darin nicht der Dichter sein könne; aber eben dieser Umstand müsse sich dann auch bei den andern Beispielen zeigen, von welchen sich das Nämliche verstehen solle. Das ist, man dürfte die Anmerkung nach Maßgebung dieses Musters nur von solchen Epigrammen wollen gelten lassen, die der Dichter an sich selbst überschrieben.

Was ich nun hierüber zu sagen habe, wird zusammen auf nichts Schlechteres hinauslaufen, als auf eine Untersuchung über — die Frau des Martial's. Hat Martial während seines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom eine Frau gehabt, oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war sie, und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er Alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiser das jus trium liberorum erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren, so machte er an seine Frau folgendes Epigramm.*)

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Compliment! Doch eine gute Frau verstehet Spaß und weiß wohl, daß man so was Derjenigen gerade am Ersten sagt, die man am Ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernst aufgenommen. Sie sind nur unter sich ungewiß, wie der Dichter das „valebis uxor“ eigentlich verstanden habe. Ob er blos damit sagen wollen: „Was bekümmere ich mich nun viel um Dich?“ oder ob

*) Lib. II. ep. 92.

er ihr die völlige Ehescheidung damit angekündiget, oder ob er ihr gar damit den Tod gewünscht,*) wenn sie nicht selbst schon so klug gewesen, sich dazu zu entschließen.

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn „Valebis uxor" überhaupt nur heißen sollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu soll mir nun eine Frau?" Mich dünkt, die Worte leiden diesen Sinn, und beweisen zu können glaube ich, daß das jus trium liberorum auch wirklich Unverehlichten ertheilet worden.

Aber freilich, Martial gedenkt seiner Frau noch weiter. Er sagt von ihr, was man nun freilich von seiner Frau eben nicht einem Jeden auf die Nase bindet: **)

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau und der häßliche Mann! Was konnte sie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch sonst eine so gesetzte, so ehrbare und in dem Ehebette selbst so keusche Matrone! Sie war ihm nur zu keusch; worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt.***)

Uxor vade foras aut moribus utere nostris!
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. — —
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo scheinet sie es zwar näher gegeben zu haben, ja näher, als es Martial selbst von ihr verlangte.†) Aber doch nur Alles aus aufrichtiger, inbrünstiger Liebe gegen ihren Mann, „ne vagus a thalamis conjugis erret amor": so daß es kaum zusammenzureimen stehet, wie eine ihrer Gemüthsart nach so sittsame und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann so nachgebende Frau gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne selbst hat verlangen können?

*) *Funccius de imminenti latinae linguae senectute*, p. 212: Ad uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam. — [Verfasser der Schrift, die 1750 zu Lemgo erschien, ist der durch seinen Streit mit Christ über den Phädrus bekannt gewordene Johann Nicolaus Funck (1693—1777), Professor in Rinteln. — A. d. H.]

**) Lib. III. ep. 92.

***) Lib. XI. ep. 105.

†) Lib. XI. ep. 44.

Ich bin unbesorgt, daß Die, welchen Martial schlechterdings zu Rom soll verheirathet gewesen sein, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der ersten Person bei ihm die Rede ist, seine eigene darunter verstehen, nicht auch noch weit widersprechendere Nachrichten von ihr sollten zu vergleichen wissen. Aber begierig wäre ich zu hören, was sie zu denjenigen Epigrammen sagen, in welchen sich Martial mit ebenso klaren Worten für unverheirathet ausgiebt? Denn dieses thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heirathsregel ertheilet?*)

Uxorem quare locupletem ducere nolim
Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
Non aliter fuerint foemina virque pares.

Oder wenn er die Ursache angiebt, warum er die Thelesina nicht heirathe, und warum er sie dennoch wohl heirathen möchte?**)

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
Moecha est — — — — — —

Wollen sie wohl sagen, daß man die Zeiten unterscheiden müsse, und daß Martial damals wohl könne Wittwer gewesen sein? Oder wollen sie lieber sagen, daß hier Martial in eines Andern Namen spreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigstens Eines von Beiden, hier oder dort, warum nicht überhaupt an mehrern Orten? — Und das war es nur, worauf ich sie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich sonach weder für noch wider die Frau des Martial's aus den angeführten Epigrammen etwas zu schließen, so ist es doch wahrscheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, sondern daß er sich erst in Spanien verheirathet, als ihn Verdruß und Mangel in seinem Alter wieder dahin zurückbrachten. Hier erst fand er eine liebenswürdige Person, die es sich gefallen ließ, noch so spät sein Glück zu machen. Dieser erwähnt er daher auch erst in dem zwölften Buche, welches er in Spanien schrieb, und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit so individuellen Umständen, daß man wohl sieht, da allein sei es ihm Ernst gewesen, von seiner wirklichen Frau zu sprechen.***) Er sagt von ihr unter Andern auch, daß sie nie in Rom gewesen,

*) Lib. VIII. ep. 12.
**) Lib. II. ep. 49.
***) Lib. XII. ep. 21. 31.

und also hatte er sie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er dem ohngeachtet mit ihr schon verheirathet gewesen und die ganzen vierunddreißig Jahre, die er dort zubrachte, sie in Spanien allein sitzen lassen, das hieße ja wohl etwas sehr Unwahrscheinliches annehmen, um etwas sehr Wahrscheinliches zu leugnen.

4.

In eine ähnliche Untersuchung anderer Lebensumstände des Dichters will ich mich nicht einlassen. Ich möchte nach dem Masson,[1]) dessen Schrift mir eben nicht bei der Hand ist, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu sind das wahre Leben eines Dichters seine Gedichte. Nur was von diesen zu sagen ist, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben, und die wichtigsten Nachrichten von einem alten Verfasser sind nur in so weit wichtig, als sie seinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig ist, brauche ich nicht zu sagen. Wenn Einiges, was seinen Namen jetzt führet, nicht von ihm sein sollte, so vermissen wir dagegen vielleicht manches Andere, das wirklich von ihm war. Ich verstehe unter diesem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Existenz ich nicht sehe, warum Nic. Antonio*) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch so ausdrücklich in dem hundertundvierzehnten Epigramme des ersten Buchs.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
Male collocare si bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weise die noch vorhandenen Epigramme oder irgend ein einzelnes Buch derselben gemeint sein. Denn ob

*) *Bibl. Hisp. vetus*, p. 65. — [Nicolas Antonio aus Sevilla (1617 bis 1684) hatte selbst 1672 den Theil seiner „Bibliotheca“ publicirt, welcher die Zeit vom Ende des 15. Jahrhunderts umfaßte. Der Anfang, die „Bibliotheca Hisp. vetus“, wurde aus seinem Nachlaß vom Cardinal de Aguirre, Rom 1696, edirt. — A. d. H.]

1) Jean Masson (geb. um 1680, gest. um 1750), Verfasser einer Biographie des jüngern Plinius (Amsterdam 1709), gewöhnlich verwechselt mit dem über ein Jahrhundert älteren Juristen und Historiker Jean Papirius Masson (gest. 1611). — A. d. H.

der Dichter auch schon von diesen an mehr als einem Orte eine sehr bescheidene Meinung äußert, so konnte er sie doch so weit nicht heruntersetzen, noch weniger das für unreife Früchte seiner poetischen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren so ernstlich beschäftiget finden.

Der Quinctus Pollius Valerianus, von dem Martial sagt, daß er den gänzlichen Untergang dieser verworfnen Kleinigkeiten noch verhindere, war also Derjenige, welcher sie zum Verkauf abschrieb oder für seine Rechnung abschreiben ließ: ihr Verleger mit einem Worte. Und auch hieraus ist es schon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede sein kann; denn der Buchhändler, welcher diese verkaufte, hieß Atrectus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unsers Martial's so geflissentlich hier gedenke, ist eigentlich dieses die Ursache, weil ich einen Einfall über sie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht schon Mehrere gehabt haben. Ich glaube nämlich, daß sie nicht so ganz untergegangen, sondern verschiedene derselben noch übrig sind und nur verkannt werden.

Der alte Scholiast des Juvenal's führt eine Stelle aus dem Martial an, die sich jetzt bei ihm nirgends findet. Allerdings haben wir sonach den Martial nicht ganz: aber darum auch seine Epigrammen nicht ganz, wie Scriver argwohnet?*) Warum könnte diese Stelle nicht eben in den Jugendgedichten gestanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu sein glauben? Doch wenn gerade nur diese davon übrig wäre, so wäre es freilich so viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, sind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius[1]) seine Ausgabe des Martial's vermehrte. Er fand sie in einer Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek, und ohne Zweifel, daß sie in dieser Handschrift an eben den Orten eingeschaltet waren, an welchen sie in seiner Ausgabe vorkommen.**) Es giebt nur wenig spätere Herausgeber des Martial's, die sich diese Einschiebsel so völlig gefallen lassen. Am Ungestümsten aber stieß sie Scriver wieder aus, und kaum,

*) *Animad. in Spectac.*, p. 28. — [Peter Schryver (Scriverus) aus Harlem (1576—1660) gab den Martial, Leyden 1619, heraus. — A. d. H.]
**) Nämlich IV. 78; VII. 99, 100, 101; XII. 79, 101, 102, 103.

1) Hadrian de Jonghe (Adrianus Junius), gelehrter holländischer Arzt und Philolog (1511—1575), war mehrere Jahre als Leibarzt des Herzogs von Norfolk in England. Sein Martial erschien zuerst 1559. — A. d. H.

daß er ihnen noch ganz am Schlusse seiner Ausgabe den Platz vergönnte, „ne aliquis ex fungino genere ea desideret." Es ist eine Lust, ihn schimpfen zu hören: „Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo Musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues."

Wer giebt auf solche kritische Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein Wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er sich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geschmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geschehen, was da will, ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Nase des Scriver's eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß sie Schweine und Hunde recht gut zu unterscheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen sie in den streitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Nase als Nase alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Nase mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Nase empfinden kann? Wer hieß Scrivern, mit der sinnlichen Empfindung sogleich ein Urtheil verbinden und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial's durchaus nicht lassen will, gar nicht sehr witzig sind, daß sie auch nicht immer in einer so guten Sprache geschrieben sind, als man von Schriftstellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte und bei dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß sie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfasser in seiner Jugend, in seiner Kindheit nichts gemacht haben, was den Werken seines reifen Alters weder an Gedanken noch Ausdruck durchaus nicht ähnlich sieht? So lange man noch unter sich selbst ist, ist man um so viel mehr auch unter seiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpossen des Martial's, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben, sonst wüßte ich gar nicht, warum er sich ihrer sollte geschämt haben. Verhält sich dieses aber so, warum sollte es nicht möglich sein, daß ein Liebhaber einige derselben, die ihm noch am Besten gefallen, in sein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum sollte es nicht glaublich sein, daß eben daher ein Manuscript Zusätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß ist es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuscripts

immer glaubwürdiger in solchen Dingen ist als der kahle Machtspruch eines Kritikus, der sich auf nichts als auf seine Nase beruft.

Damit ich jedoch nicht scheinen möge, Alles auf meine eigene Hörner zu nehmen, so will ich anführen, daß es vor und nach Scrivern auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilet haben. So nennt Ramirez de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
  Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
  Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
  Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes!

„elegans et poeta dignum." Und Barth*) sagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto
  Arva vacant, uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam:
  Quo fodiatur ager non habet, uxor habet,

ob er es schon selbst für kein Werk des Martial's erkennet, „erudita tamen hujus epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse" etc. Wenigstens wo ist das Mönchmäßige in diesen zwei Proben? Und was haben sie, das schlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte geflossen sein, welcher noch keine Verse machen kann, sondern sich erst im Versemachen übet? Eben das gilt von den übrigen sechsen, sogar das allerschlechteste, „In Ponticum", nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindische Versuch eines angehenden Epigrammatisten, auch aus einer Zeit sein kann, in der der mittelmäßigste Dichter eine weit bessere Sprache hatte. Denn, wie ich schon erwähnt, der übende Schüler ist weder seinem Zeitalter überhaupt noch dem insbesondere ähnlich, wozu er selbst mit den Jahren gelangte.

Keineswegs aber will ich in dieses gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeschlossen wissen, mit welchen Scriver

*) *Advers.* lib. XXIII. cap. 6.

selbst die Zusätze des Junius vermehrte. Denn in diesen herrscht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römischer Knabe von noch so weniger Erziehung haben konnte. Dazu sehe ich auch nicht, daß Scriver sie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter dem Namen des Martial's angeführt gefunden. Er sagt blos, daß es Epigrammen sind, die er aus alten Pergamenen, besonders aus alten Glossariis zusammengeschrieben habe, und dieses hätten die neuern Herausgeber des Martial's nicht aus der Acht lassen sollen, welche sowohl jene authentischeren Zusätze des Junius als diese weit verfänglicheren des Scriver's ohne Unterschied „Martiali afficta“ genannt und ihrem Autor beigefüget haben.

Weit eher könnte ich jetzt selbst jene bessern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer sehr alten Handschrift genommen ist, die eine große Anzahl meistens noch ungedruckter Epigrammen verschiedner lateinischer Dichter enthält. Ich meine das bekannte Manuscript, welches Salmasius vom Joh. Lacurnäus bekam und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahret wird.[1]) Von einem Theile desselben hat Gudius[2]) eine Abschrift genommen, die sich unter seinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet, und in dieser sehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es sonst schon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
Sed medium vitae temperet illa gradum.
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieses, meine ich, könnte sich gar wohl aus seinen Jugendgedichten herschreiben, da es nichts als eine feine moralische Gesinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß sie zu einem Epigramme hinlänglich sei.

---

1) Näheres über diese Handschrift berichtet Burmann in der Vorrede zu seiner „Anthologia latina“ p. XLVI ff. Der sonst nicht weiter bekannte Schenker heißt daselbst Jean Lacurne, „habile homme, bailli d'Arnai le Duc“. — Claudius Salmasius (1594—1653), nach der schwedischen Christine Urtheil der gelehrteste aller Gecken, erzählt von dem Erwerb des Manuscripts zuerst in einer Note zu Lampridius' Elagabalus, cap. 20. — A. d. H.

2) Marquard Gude aus Rendsburg (1635—1689) hatte auf seinen Reisen durch Italien, Frankreich und England seltene Manuscripte aufgesucht und copirt. Sein handschriftlicher Nachlaß liegt größtentheils in der Wolfenbütteler Bibliothek. — A. d. H.

Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem schon aus den Jugendgedichten des Verfassers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden, und dieses in so frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn sie nach und nach in alle Handschriften gekommen. Wenigstens, wenn Martial zu Ende seines ersten Buchs sagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieses erste Buch aber jetzt nicht hundert, sondern hundertundneunzehn Epigramme enthält: so ist es so gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er blos eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob sich wirklich neunzehn fremde mit eingeschlichen. Dem letztern Falle zu Folge dürfte ein Archetypon*) oder eine von dem Dichter selbst durchgesehene und verbesserte Abschrift der strengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebet, welches wider seinen Willen mit verschiedenen sehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längst zuvorgekommen war.

5.

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martial's zu verkaufen hatte, Quinctus Pollius Valerianus hieß, daß aber die Epigrammen nicht bei eben demselben, sondern bei einem andern Namens Atrectus zu finden waren, wie der Dichter selbst zum Schlusse des ersten Buches anzeigt.**) Wenn ich nun hinzusetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon (der nämliche, durch den Quinctilian sein Werk ausgehen ließ), besonders die Xenia und Apophoreta desselben gehabt zu haben scheinet,***) so sollte man fast vermuthen, daß auch schon damals jeder Buchhändler seine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, besessen und nicht die ersten die besten abschreiben lassen, die ihm vor die Faust gekommen und auf die sich ein Anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewissenhafter unter sich gewesen sein, als manche ihrer theuern Nachfolger jetziger Zeit zu sein pflegen. Sogar hat es das Ansehen, daß sie

*) Lib. VII. ep. 10.
**) Ep. 118.
***) Lib. XIII. ep. 3.

bei einem Buche, welches starken Abgang hatte, sich über die verschiedenen Formate von Abschrift verglichen; so daß der Eine die großen Abschriften für die Bibliotheken und ein Anderer die kleinen portativen Abschriften besorgte. Ich glaube dieses deutlich in einem Epigramme zu sehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verstanden hat. Es ist das dritte des ersten Buchs:

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
  Et comites longae quaeris habere viae,
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
  Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis et erres
  Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
  Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieses Epigramma setzen: „Ubi libri venales“, erschöpft den Sinn desselben bei Weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo seine Sinngedichte überhaupt zu kaufen, sondern wo eine besondere Art von Abschrift derselben zu bekommen, nämlich eine solche, die sich bequem auf der Reise mitführen läßt, eine Ausgabe in Taschenformate: dieses erhellet aus den ersten zwei Zeilen unwidersprechlich. „Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis“ ist der Gegensatz von „magnis“; welches letztere nicht von jedem großen Werke, sondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verstehen, die aufgerollt wurde, dahingegen das erstere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerschnittenen oder blos über einander gefalzten Blättern bestand, nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieser gab sich der Freigelassene des Secundus Lucensis ab; denn wie gesagt, die größere Ausgabe besorgte Atrectus und vielleicht auch außer ihm Tryphon,*) weil Einer allein ohne Zweifel sie nicht bestreiten konnte.

Daß alle diese Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martial's sehr gut fuhren, ist begreiflich, da er in Rom und außer Rom so allgemein gelesen ward. Sie ließen sich die Exemplare auch theuer genug bezahlen, und ich finde, daß der Dichter selbst dem Tryphon darüber einen Stich giebt.**)

*) Lib. IV. ep. 72.
**) Lib. XIII. ep. 3

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Constabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für sein Theil von dem Gewinnste etwas abbekommen, will ich Dem zu untersuchen überlassen, welcher Lust hat, die Alterthümer der Autorschaft umständlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der sich durch diese Arbeit unsterblich machen will, daß er sich vom Scriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martial's weismachen läßt,*) nämlich den Pompejus Auctus, von welchem das funfzigste Epigramm des siebenten Buches redet. Es ist klar, daß dieser Auctus ein Rechtsgelehrter war und ganz andere Geschäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martial's auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun, und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichsten auswendig, so daß ihm keine Silbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, sie den Leuten vorzusagen.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:
Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Scrivern einkommen können, einen solchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

6.

Der Stellen sind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einsicht die Ausleger den Martial insgesammt mißdeuten. Am Gewöhnlichsten geschieht es da, wo von Werken der Kunst die Rede ist oder gewisse kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die sie mit ein Wenig Scharfsinn aus dem Dichter selbst hätten errathen können, deren Erläuterung sie aber lieber in andern Schriftstellern ebenso mühsam als vergeblich aufsuchen wollten. Damit ich dieses nicht ganz ohne Beweis gesagt habe, so will ich nur ein paar Beispiele anführen.

1. Eines von der letztern Art sei das zwölfte Epigramm des

*) *Animadvers. in Epigr.* lib. I. p. 37.

ersten Buches, welches Heraldus [1]) unter die allerdunkelsten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Jam defecisset portantes calda ministros,
Si non potares, Sextiliane, merum.

Die ältesten Ausleger, als Domitius und Perottus,[2]) haben es von der lege sumptuaria verstehen wollen, die einem jeden Römer nach seinem Stande vorschrieb, wie viel er höchstens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe; doch das ist längst widerlegt. Denn daß sich Sextilian keiner Unmäßigkeit in seinem Hause, an seinem eigenen Tische, sondern im Theater schuldig machte, erhellet aus dem zweiten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog:*)

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,
Solus: aqua toties ebrius esse potes.
Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis,
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
Egerit et nigros Massica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie gesagt, war es also, wo Sextilian fünfmal mehr des kostbarsten Weines in sich goß, als für ihn allein und Einen seinesgleichen bestimmt war. Wie nun das? Es ist bekannt, sagen die Ausleger, daß die Kaiser auch wohl im Theater sportulas unter das Volk vertheilen ließen, welche sportulae entweder in wirklichen Erfrischungen bestanden oder in Gelde gegeben wurden, wofür sich Jeder bei Denen, welche Erfrischungen im

*) Lib. I. ep. 27.

1) Didier Hérault (Desiderius Heraldus), gelehrter Jurist (1579—1647), gab 1600 zu Paris „Animadversiones in Martialem“ heraus. — A. d. H.

2) Domitius Calderinus (gest. 1478) in seinen „Commentariis in Valerium Martialem“, Ven. 1474; Nicolaus Perottus (1430—1480) in seinem Lexikon „Cornu copiae“, Ven. 1489, in welches ein Theil des Martial aufgelöst ist. — A. d. H.

Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das Letztere damals geschehen, meinen sie einmüthig, sei klar; denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen, nämlich „quinque numismata“. Nur darüber sind sie nicht völlig einig, was diese „quinque numismata“ nach andern Münzsorten eigentlich betragen. Der arme Ramirez de Prado, welcher sie nach dem Turnebus[1]) zu hundert Quadranten evaluirte, ist bei dem Scriver schlecht weggekommen, welcher ihm über diese „manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem“ trefflich den Text lieset und augenscheinlich darthut, daß sie, ein numisma für einen sestertius genommen, nicht hundert, sondern hundertundsechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der Eine oder der Andere für ein Recht gehabt, das numisma eben für einen sestertius zu halten, und warum, wenn numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten soll, nicht ebensowohl ein Denarius oder Victoriatus darunter verstanden werden könne, sondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die „quinque numismata“ wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere aus der Nähe und aus der Ferne von Andern verlangen? und wer wäre so ein Thor gewesen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen besser anwenden können, wenn er es schon nicht selbst vertrinken wollen oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieses ist gerade die größte Schwierigkeit, aber auch gerade das, was die Ausleger am Wenigsten bekümmert; nur daß einige die missilia in der Angst herbeiziehen, damit sie wenigstens nicht ganz verstummen dürfen. Doch ich will mich bei einzeln Widerlegungen nicht aufhalten, sondern kurz sagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es ist falsch, daß die fünf numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldstücken waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die sie bei dem Eingange oder vorher erhielten und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolget ward. Mit einem Worte, es waren tesserae, und so wie es tesserae frumentariae,

1) Adrianus Turnebus, französischer Philolog (1512—1565). — A. d. H.

oleariae, coenariae, nummariae gab,*) warum sollte es nicht auch tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß, die „quinque numismata“ waren quinque tesserae vinariae, und dieses ist der einzige wahre Schlüssel zu beiden Epigrammen. Solche tesserae galten außer ihrer Bestimmung nichts, und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen sollte, besaß an ihnen auch weiter nichts. Dieses allein macht es begreiflich, wie man im Theater so freigebig damit sein konnte. Warum sollte man einen Andern nicht darauf genießen lassen, was man selbst nicht genießen mochte? Hätte sich Sextilian nur seiner Unmäßigkeit nicht zu schämen gehabt, die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von seinen Bekannten ohne Scham fordern können. Zu mehrerer Bestärkung dieser meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch blos für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldstücke gebraucht wird, und daß das Wort tessera nach keiner Abänderung in das elegeische Silbenmaß geht, wodurch allein schon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweiten Beispiele wähle ich das einundfunfzigste Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunstwerke die Rede ist, nämlich von einem kostbaren Trinkgeschirre, welches der Dichter von dem Rufus geschenkt bekam und das er daselbst folgendermaßen beschreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
  Mentoris haec manus est, an, Polyclete, tua?
Livescit nulla caligine fusca, nec odit
  Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo
  Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus; sic alligat orbem,
  Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
  Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
  Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
  Palladius tenero lotos ab ore sonat.

*) *Torrentius ad Suet. Aug.*, c. 41. — [Laevinus Torrentius, eigentlich van der Becken, aus Gent, 1520—1595. — A. d. H.]

Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus —

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeschirr benennet habe, war eigentlich eine Schale mit einem ganz runden Boden, so daß sie auf diesem Boden nicht stehen konnte, sondern auf den Rand umgestürzet werden mußte, wenn sie ruhig liegen sollte. Das ist die Beschreibung wenigstens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionysius Thrax von einer phiala macht:*) „κατα τον πυθμενα μη δυναμενη τιθεσθαι και ἐρειδεσθαι, ἀλλα κατα το στομα." Es war also ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen, ein Becher, der gleichsam selbst berauscht ist und auf seinem Fuße nicht stehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeschirres ist mir es jetzt zu thun, sondern lediglich um die Materie desselben. Ich frage: Woraus bestand es? Die Ausleger, so viel ich deren nachgesehen — das ist, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf wie aus einem Munde, daß sie von Gold gewesen sei, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche electrum geheißen. Doch dieser Uebereinstimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meinung, ob ich gleich gern gestehen will, daß die gemeine Auslegung auf den ersten Anblick die wahrscheinlichere zu sein scheinet, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn sie Niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieser Worte und Ausdrücke ist es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längst nicht mehr vorhandenes Geschirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es sonst sehr gleichgültig wäre, ob es von Gold oder von wer weiß was gewesen.

Ich sage also, die Trinkschale unsers Dichters war nicht von Gold, sondern aus einem kostbaren Steine geschnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vorerst zu erweisen, daß es wirklich Trinkschalen aus kostbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmasius zwar sollte ich es fast nöthig haben. Denn dieser hielt sich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die phiala der Alten gewöhnlichermaßen von Silber gewesen, für berechtiget, in dem Lampridius eine Stelle zu ändern,**) in der außer ihm

*) Lib. XI. p. 501 Edit. Dalech. — [Sect. 103. Lessing citirt die Ausgabe des Arztes Jacques Dalechamp, gest. 1587. — A. d. H.]
**) Cap. 4. *Vitae Alex. Sev.*

wohl sonst kein Mensch etwas zu ändern hätte finden sollen, und **phialas senas** in ebenso viel Mauleselinnen zu verwandeln. Doch bei dem Allen leugnet er es selbst nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen!

Die ersten zwei, in welchen der Dichter den Meister seiner schönen Schale errathen will oder zu wissen verlangt, sollen mich dadurch nicht irre machen, daß sich von dem Mys, dem Myron und dem Mentor nur Werke in Erzt oder Silber angeführet finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erzt gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigstens finden sich ebensowohl Werke in Stein als in Erzt bei alten Schriftstellern genannt. Wenn also schon diese Zeilen nichts für mich beweisen, so bin ich doch auch ganz ruhig, daß sie im Grunde nichts gegen mich beweisen können. Vielmehr ist es billig, daß sie sich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweite und dritte nun:

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos:

wie ist es doch immer möglich, daß man die vom Golde verstehen kann? Wie kann Gold „**nubila massa**“ heißen? Wie kann man vom Golde sagen, daß es „**nulla caligine fuscum**“ sei? Wie kann man sagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu scheuen habe? „**Nubila massa**“ kann schlechterdings nur von einer Masse gesagt werden, die weder ganz undurchsichtig noch ganz durchsichtig ist; nur von einer Masse, durch die wir die Gegenstände gleichsam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornsteine in ihren klaren Stellen sind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch so unscheinbar aus der Capelle kömmt, so ist es doch gar bald poliret, und Farb und Glanz werden an einer Stelle wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er sein Gefäß nicht am Längsten will gehabt haben? Hat man denn sonst kein Mittel, zu erforschen, ob das Gold lauter und rein oder mit Zusatz verfälscht sei? So wenig alle diese Ausdrücke aber auf das Gold passen, so vollkommen passen sie hingegen auf eine schöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es fast ganz undurchsichtig ist. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß sie die

Probe des Feuers nicht zu scheuen hat. Denn es ist gewiß, daß eine wahre edele Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann als irgend eine Composition. Und dessen, daß die Masse der Schale keine Composition, sondern ächter natürlicher Stein sei, konnte der Besitzer auch höchstens nur versichert zu sein verlangen, wie auch sich wirklich versichern, wenn er sie mit der gehörigen Behutsamkeit einem Feuer ausstellte, dem keine Composition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerstand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführerischste:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt sich: was sind hier die „vera electra“? Ist das eigentlich so genannte Erdpech, der Bernstein, das succinum, und wie es sonst heißt, damit gemeinet? oder sollen wir die Art Goldes verstehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechischen Namen des ebenso blaßgelben Bernsteins bekam? Die Ausleger behaupten das Letztere. Denn, sagen sie, auch von diesem Elektrum gab es zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen sich deshalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden ist.*) „Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito.“ Von dieser zweiten nachgemachten Sorte, meinen sie, sei die Schale gewesen, und Martial habe in den Worten „Vera minus flavo radiant electra metallo“, von ihr rühmen wollen, daß sie dem ohngeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen gewesen. Das Alles klingt recht gründlich und gut, und gleichwohl ist es so viel wie nichts. Denn man sage mir doch nur, wie es möglich ist, dem Golde, welches ein Fünftheil Zusatz von Silber hat, es anzusehen, daß es diesen Zusatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunst ertheilet worden. Man sage mir doch nur, woher zwischen dem Golde in dem einen Falle und dem Golde in dem andern Falle der geringste Unterschied kommen könne. Feines Gold ist feines Gold, und ein Fünftheil Silber ist in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger als in den Händen der Kunst. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die Eine inniger vermischen könne als die Andere, da sich die Na-

*) *Nat. Hist.*, lib. XXXIII. c. 4.

tur selbst keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunst von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur selbst mit einem Fünftheil Silber vermischt hat, eine Eigenschaft zuschreibt, die er dem künstlichen Elektrum sonach abspricht, weil er sie namentlich nur jenem beileget. „Quod est nativum“, sagt er, „et venena deprehendit.“ Aber die Sache würde nicht sehr wahrscheinlich sein, wenn sie auch schon nicht durch die ungereimte Unterscheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterscheiden ist, noch unwahrscheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth sind; denn kurz, „vera electra“ sind dem Martial allerdings hier eigentlicher, wahrer Bernstein, wahres Elektrum, und nicht jene blos so genannte Mischung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernsteine sagt: „flavo radiat metallo“, das hat freilich alle Diejenigen verwirren müssen, welche nicht wußten oder sich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort metallum nicht blos von denjenigen mineralischen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, sondern mehrere kostbare Massen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennet Martial selbst den lakonischen Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall: *)

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieses und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unserer Stelle das „flavo metallo“ nicht auch blos von der Farbe des gelben Metalls verstanden werden? Und wenn Martial in diesem Verstande sogar von der gelblichten Wolle der spanischen Schafe sagen durfte: **)

Vellera nativo pallent ubi flava metallo,

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des kostbarsten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernsteine sagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo,

ohne daß darum Wolle Wolle und Bernstein Bernstein zu sein aufhören müßte?

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein

*) Lib. VI. ep. 42.
**) Lib. IX. ep. 62.

zweideutiges Wort vorkömmt, dessen falsche Auslegung den Irrthum bestärken müssen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert, eine Blatter, eine Maser und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter oder Maser über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meinung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schale verstanden würden. Andere aber ziehen das „argentum pustulatum“ hierher, ohne uns jedoch zu sagen, was es hier soll. Soll die Schale selbst von diesem feinsten Silber gewesen sein, wie war sie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen sein, wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Bock beschreibet? Eben dadurch werden denn auch die Erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertroffen, wie können sie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung, der wahre Verstand ist dieser. Pustula schließt nicht nothwendig den Begriff der Erhöhung in sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck, weiter nichts als das allgemeinere macula, eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bei dem Plinius auch verrucae heißen, und so wie Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschiedenheit derselben verschiedene Namen bekämen, so nennt er auch ähnliche Flecken oder Makeln, besonders in den künstlichen Steinen, ausdrücklich pustulas,*) als die in solchen von einem verfangenen Luftbläschen entstanden zu sein scheinen. Und was kann nun deutlicher sein, als daß der Dichter sagen wollen, der kostbare gelbliche Stein, aus welchem die Schale geschnitten, habe einen sehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Fast erweckt es Mitleiden, wenn man höret, was die Ausleger darauf antworten. „Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam beaeret.“ Nicht doch! diese

*) *Nat. Hist.*, lib. XXXVII. c. 12: Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis . . . mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. Et cap. 13: Factitiis pustulae in profundo apparent.

pustula hieß glücklich, weil die Ausleger so glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben sollten.

Ernstlich von der Sache zu sprechen, glaube ich das Glückliche dieses Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

> Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
> Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O, das wissen uns die Ausleger auf so vielerlei Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinste ist, daß die Schale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — ich muß seine eigenen lateinischen Worte herschreiben; denn ich weiß sie wahrlich nicht zu übersetzen — „an potius claudit *(luna)* orbem phialae circulo elegantique emblemate, an implet et circinat?“ — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateinisch schreiben; denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobei kein Mensch etwas denken kann. Man urtheile, ob sich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meine nämlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schale geschnitten gewesen, und daß der Künstler eben jenen weißen Fleck, eben jene „felix pustula“ zu diesem vollen Monde genutzt hatte; so daß eben durch diese Nutzung, eben durch diesen glücklichen Einfall des Künstlers, den blassen vollen Mond daraus zu schneiden, der Fleck selbst ein glücklicher Fleck genennt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche oder glücklich genutzte Flecke es auf alten, besonders erhaben geschnittenen Gemmen giebt, ist bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da sich die übrigen Zeilen von selbst erklären.

7.

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigstens etwas von einer Eigenschaft erfordert wird, die ihnen leider noch öfter abgeht als Scharfsinn — ich meine feines Gefühl.

Wer sollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit selbst zu sein scheinet, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erkläret worden.*)

*) Lib. I. ep. 41.

Qui ducis vultus et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi!

Aber wie ist das möglich? wird man fragen. Was ist da viel zu erklären? was kann noch mehr darin stecken, als die trockenen Worte besagen, welche die ganze Welt versteht? Martial wünscht, daß Der, welcher dieses nicht gern lieset und ein höhnisches Gesicht darüber ziehet, Alles beneiden möge, ohne von Jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie steht es denn mit dem dieses? worauf geht denn das ista? Was ist denn das, was der Dichter bei einer so hohen Verwünschung durchaus ohne Mißgunst und Hohn will gelesen wissen? Neun Zehntheile der Ausleger thun, als ob sich das ja wohl von selbst verstünde, und das eine Zehntheil, welches sich ausdrücklich darüber erklärt, versichert im Namen Aller, daß unter dem ista Martial seine eigenen Epigrammen überhaupt verstehe. Denn was wohl sonst? — Wahrlich, schlimm für den Martial, wenn sich sonst nichts darunter verstehen läßt! Denn sage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter sein muß, der durchaus verlangt, daß man seine Verse mit Vergnügen lesen soll, der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Miene darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenschlicher Geck er sein muß, wenn er gar Allen, die keinen Geschmack an seinen Versen finden, das Schrecklichste dafür anwünschen kann, was sich nur denken läßt? Gewiß, so ein Geck, so ein bösartiger Geck war Martial nicht, ja, wenn er es auch im Grunde gewesen wäre, glaubt man wohl, daß er sich dafür bloßgegeben habe? Es ist sonderbar, wie er gerade da eine so kleine eitele Rolle spielen muß, wo er ganz von Freundschaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß. Denn mit einem Worte, das ista beziehet sich einzig und allein auf den Inhalt des nächst vorhergehenden Epigramms, in welchem er seinem Freunde, dem Decianus, ein so seltenes Lob ertheilet, daß er nicht seine eigenen Verse, sondern dieses Lob gleich darauf gegen den Neid sichern zu müssen selbst für nöthig erachtete. Man lese nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
Quales prisca fides famaque novit anus;
Si quis Cecropiae madidus Latiaeque Minervae
Artibus et vera simplicitate bonus;
Si quis erit recti custos, imitator honesti,
Et nihil arcano qui roget ore deos;

Si quis erit magnae subnixus robore mentis:
Dispeream, si non hic Decianus erit!

Und nun verbinde man hiermit sofort das folgende und urtheile selbst.

Qui ducis vultus et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi!

Sollten Leser, die sich nicht sehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenscheinliche Verbindung dieser zwei Epigrammen unter sich schlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären stehet, das ist uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweggenommen. Aber auf mein Wort, von dem, was sich in ihnen blos durch Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch Manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das so oft nachgeahmt, so oft übersetzet worden.*)

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus:
Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

Denn wenn man es hier auch schon empfunden hätte, daß nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch sehr Vieles abgehe, so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen, da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freilich auch schon damit begnügen, daß Beide die Leute unter die Erde bringen, obschon der Eine in einem ganz andern Verstande als der Andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die vespillones nicht bloße Todtengräber gewesen, daß sie dabei noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehülfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um ebenso Vieles richtiger als beißender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen, und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem

*) Lib. I. ep. 48.

Lacurnäischen Manuscripte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Gudius hier mittheilen will. Es ist auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte, und lautet so:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugniß ist klar und deutlich, und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die vespillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern schwerlich hätte begegnen können und daher immer sehr fremd geschienen.

8.

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martial's. Die vom Farnabius,[1]) und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die beste Handausgabe und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kollesso zum Gebrauche des Dauphin 1680 besorgt hat.

Wenn man Alles so ziemlich beisammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man außer der Ausgabe des Raderus noch die Pariser von 1617, bei Mich. Sonnius in Folio,[2]) und die Scriver'sche von 1619 in Duodez zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiednen Gelehrten enthalten. Es ist nur Schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreuet ist, nicht in einem vollständigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen, und daß kein Burmann oder Corte[3]) den ganzen Text des Dichters gegen

---

1) Thomas Farnabie aus London (1575—1647). Seine Ausgabe erschien zuerst 1615. Die von Cornelius Schrevelius (1615—1664), dem ehemals sehr bekannten Herausgeber eines griechisch-lateinischen Lexikons, ist erst 1661 herausgekommen. — A. d. H.

2) Es giebt auch Exemplare bei Claud. Morell von dieser Ausgabe, welche den ganzen Apparat der ältern Pariser von 1601 und 1607 vereinigt. — A. d. H.

3) Gottlieb Corte (1698—1731), der erste kritische Herausgeber des Sallust. Mit Burmann ist natürlich der jüngere, der Sammler der „Anthologia latina", gemeint. — A. d. H.

gute Manuscripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nöthig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte, so zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besitzet, wovon drei auf Pergamen sind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlicherm Alter; denn die andern beide sind aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts und scheinen entweder eine von der andern oder beide von einer und der nämlichen dritten abgeschrieben zu sein; so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine dieser gleichlautenden Exemplare ist deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita[1]) gehört hat, der es von seinem Freunde, dem Aurispa geschenkt bekommen, wie am Ende desselben durch die Worte „Antoni Panhormitae liber: Aurispae donum“ angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: „Scriptum Ferrariae per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446“.

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drei Handschriften auf Pergamen, sowie auch von der vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr dünne gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neununddreißigsten Epigramme des neunten Buchs, auf einen geschickten Balancirer (ventilator), welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf und es jedesmal mit verschiednen Theilen seines Körpers in der Balance wieder auffing. Von diesem sagt Martial in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem sequitur — — — — — — — —

Mir ist von je her das „pericula ludas“ verdächtig vorgekommen. Denn „pericula ludere“ mag nun heißen sollen so viel als „cum periculo ludere“, oder so viel als „contemnere pericula et

1) Antonius Beccabelli aus Palermo, daher Panormita genannt (1394—1471), Verfasser des schmutzigen „Hermaphroditus“. Sein Freund Johannes Aurispa war Secretär des Papstes Nicolaus V. — A. d. H.

perinde ludere parma, ac si nullum esset casus periculum“, wie es uns die allzu gütigen Ausleger freistellen: so streitet doch das Eine sowohl als das Andere ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen ebenso witzigen als dem Künstler schmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunst bei dem Spiele sei, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, „nolentem sequitur“, und sonach mehr Kunst dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu lassen, als es zu fangen. Nun lesen drei von unsern Manuscripten anstatt „pericula ludas“ deutlich und klar „pericula laudes“, und ich bin völlig versichert, daß diese Lesart die richtigere und wahre ist. Ich verstehe das „pericula laudes“ nämlich so, daß dergleichen Künstler, wie sie es noch thun, mündlich die äußerste Schwierigkeit ihrer Kunststücke anzupreisen pflegten, und würde daher die ganze Stelle übersetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefahrniß bei Deiner Kunst sei! Es steht ja doch nicht in Deiner Macht, das Schild fallen zu lassen; es verfolgt Dich wider Willen“ u. s. w.

Auch besitzt die Bibliothek ein Exemplar der Gruter'schen Ausgabe des Martial's,[1] zu welcher Salmasius Einiges an den Rand geschrieben. Und ob Salmasius schon selbst das Beste davon hin und wieder in seinen Werken, besonders in den „Exercit. Plin.“ angewendt hat, woraus es hernach Schrevel in seine Ausgabe übergetragen, so dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachlese zu halten sein.

9.

Ich schließe diese Rhapsodie über den Martial mit einer literarischen Anmerkung über ein paar Uebersetzer desselben, in Meinung, daß ich wohl Jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersetzt zu werden. Nicht zwar ganz, auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Jul. Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Cato in ein Griechisches übertrugen, das nun freilich nicht das Griechische des Thucydides, des Xenophon, des Theognis ist; sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere er-

1) Von Janus Gruterus, Frankfurt 1602. — A. d. H.

lernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten, so habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von sehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist ohnstreitig Joseph Scaliger. Im Bette, bei schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor Langerweile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte, und so entstand das griechische „Florilegium Martialis“, welches Is. Casaubonus zu Paris 1607 zuerst herausgab. Es enthält das dem Martial beigelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreizehnte und vierzehnte Buch [1]) fast ganz und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Casaubonus rühmte die Zierlichkeit dieser Uebersetzung außer alle Maßen, und sie war ihm ein Werk, „quo ne Athenae ipsae magis Atticae“. Gleichwohl hat hundert Jahre nachher ein Mann, der sich lange nicht weder ein Scaliger noch ein Casaubonus dünkte, ausführlich gezeigt,*) daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sei, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen. Und hierauf, denke ich, konnte Jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburten des Scaliger's der großen Pariser Ausgabe des Martial's einverleibet hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeinte Vermehrung eine bloße Nachlässigkeit Desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martial's besorget hat. Denn was sich darin an griechischen Uebersetzungen mehr findet, als in dem „Florilegio“ stehet, das gehöret nicht dem Scaliger, sondern dem Fr. Morellus,[2]) dessen Namen man zum Unterschiede ein jedesmal beizufügen nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgesetzten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten

*) Nämlich Monnoye, in seiner Ausgabe der „*Menagiana*“, T. I. pag. 325—336. Edit. de Paris. — [III. S. 227—237 der Amsterdamer Ausgabe von 1716. — A. d. H.]

1) Die oben genannten „Xenia“ und „Apophoreta“. — A. d. H.

2) Frédéric Morel der Sohn (1558—1630), ein berühmter Hellenist, der wie sein gleichnamiger Vater (gest. 1583) kgl. Hofbuchdrucker in Paris war. — A. d. H.

und eingeschalteten Ausleger genannt wird; in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio*) schon Manchen mag befrembet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Uebersetzungen noch vor dem Scaliger gemacht und sie auf zwei einzeln Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus seiner eigenen Druckerei ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, weitern Irrthum zu verhindern, in der Note**) alle die Epigrammen angeben, die sie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Scaliger's in gedachte Ausgabe des Martial's gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Dousa, Emanuel Martinus, Menage[1]) und Andere Martialische Epigrammen in das Griechische übersetzt.

Was die Uebersetzungen in neuere Sprachen anbelangt, so glaube ich, daß die französische die einzige ist, die eine ganz vollständige aufweisen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Prosa und eine in Versen; und diese doppelte noch dazu von einem und eben demselben Manne. Doch da dieser Mann der Abt Marolles[2]) ist, so fällt alle Ursache weg, die Franzosen darum zu beneiden. Einzelne Stücke sind die Menge auch in alle andere Sprachen übersetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlet. Daß sich eine ziemliche Anzahl spanischer Uebersetzungen von einem Emanuel de Salinas in des Lorenzo Gracian „Arte de In-

*) *Bibl. Hisp. vet.*, l. c.

**) Es sind folgende: *Lib. Spect.* (1), (5), (8); *Ep.* Lib. I. (6), 10, 17, 48, 111, (112), 113; Lib. II. 3, 13, 15, 18, 19, 78; Lib. III. 10, 12, 21, 78, 88; Lib. IV. 9, 47; Lib. V. 41, 44, 54; Lib. VI. 48, 53, 87; Lib. VII. 42, 48, 56, 75; Lib. VIII. 1, 5, 19, 27, 29, 35, 49, 69, 74; Lib. IX. 11, 47, 63; Lib. X. 4, 43, 47, 54; Lib. XI. 18, 68, 69, 90, 104; Lib. XII. 10, 47; Lib. XIII. (59), (70), (78); Lib. XIV. 38. Die in Haken eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martial's, weil es solche sind, die Scaliger gleichfalls übersetzt hatte, und man sich mit dessen einer Uebersetzung begnügen wollte. Nur I. 112 und XIII. 76 fehlen dennoch auch, ob sie schon Scaliger nicht übersetzt hatte.

---

1) Der Erste ist ein Holländer, eigentlich Jan van der Does (1545—1604), der Zweite ein Spanier (1663—1737), der Dritte ein Franzose (1613—1692). — A. d. H.

2) Michael de Marolles (1600—1681), Verfasser einer langen Reihe von unzuverlässigen Uebersetzungen griechischer und lateinischer Classiker. — A. d. H.

genio" [1]) finden, merke ich deswegen an, weil sie sich der Kenntniß sowohl des Antonio und Velasquez als, welches ebenso sehr zu verwundern, unsers mit der spanischen Literatur so genau bekannten Uebersetzers [2]) des Letztern entzogen zu haben scheinen.

---

1) Emanuel de Salinas, Verfasser einer „Casta Susanna", lebte in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Die „Arte de Ingenio" steht am Anfang des zweiten Bandes der „Obras de Lorenzo Gracian", 1702, die seinen Bruder Baltazar Gracian (1603—1658) zum Verfasser haben. — A. d. H.

2) Johann Andreas Dieze (1729—1785), der in Göttingen 1769 des Luis Jose Velasquez de Velasco (1722—1772) „Origenes de la Poesia Castellana" unter dem Titel „Geschichte der spanischen Dichtkunst" übersetzt und mit Anmerkungen bereichert hat. — A. d. H.

IV.

Priapeia.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehedem mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal, und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte oder den Ursachen derselben zu beflecken?

Ich habe ein paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verschiedene bessere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben sämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel ist, in welchen ich so etwas auf Nothfall des Gebrauchs hinwerfen oder in Entstehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieser Handschriften ist hier in der fürstlichen Bibliothek und führet den Titel: „**Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber**“. Sie ist auf Papier und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerei geschrieben sein. So offenbar fehlerhaft sie an vielen Stellen ist, so hat sie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgehet, nach dem sich die Scioppii[1]) vergebens umgesehen. Eine Probe sei das fünfundsiebzigste Gedicht.

---

1) Der Pfälzer Caspar Schoppe (Scioppius) hat die „Priapeia“ 1606 herausgegeben. — A. d. H.

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me spectatis ocellis?
  Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
Quae tamen exanimis nunc est et inutile lignum,
  Utilis haec, aram si dederitis, erit.

Es ist sonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen sollte, und zu so einem Behufe: „aram si dederitis“. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man „arae si dederitis“ dafür lesen müsse. „Ita lego,“ sagt er, „quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit.“ Ja wohl taugt auch das nicht, oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchstabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man lese nämlich anstatt „aram“ „arram“ oder „arrham“, so wie das Manuscript will, und auf einmal ist Sinn und Witz wiederum da. Priapus nämlich will eben das sagen, was Martial der alten Phyllis sagte, dessen Epigramm an sie hier der beste Commentar ist.*)

Blanditias nescis; dabo, dic, tibi millia centum
  Et dabo Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas:
  Nil opus est — — —

Aus eben diesem Manuscripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges Epigramm „Ad quendam, quomodo debeat servire Priapo“ mittheilen, welches sich zwischen dem zweiunddreißigsten und dreiunddreißigsten befindet; doch was von dieser Art nicht schon bekannt ist, soll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu ist es so plump!

2. Die zweite Handschrift, mit der ich vor länger als zehn Jahren eine leere Stunde verdorben, ist unter den Rhediger'schen Manuscripten[1]) der Bibliothek des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau. Auch diese lieset manche Zeile viel schmeidiger und dem Verstande gemäßer; wovon ich nur ein paar Beispiele geben will.

*) Lib. XI. ep. 30.

1) Thomas von Rhediger (1540—1576), aus einer schlesischen Adelsfamilie, Schüler Melanchthon's, sammelte auf seinen funfzehnjährigen Reisen Bücher, Manuscripte und antike Münzen, die sich in Breslau befinden. Lessing hat sie gesehen, als er Tauentzien's Secretär war. — A. d. H.

Carmen XV. Ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis;
Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat;
Qualia credibile est spatiantem rure paterno,
Nausicaam pleno saepe tulisse sinu;
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
Qua lecta cupido pacta puella viro est:
Taliacunque puer dominus florentis agelli
Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

Hier ist von sehr schönen Aepfeln die Rede, die mit den schönsten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie schickt sich nun zu diesen das „taliacunque", da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bei sich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt?*) Scioppius sahe sich daher auch gedrungen, in seinen Anmerkungen zu sagen: „το cunque παρελκει." Aber was ist so ein παρελκει anders als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier ersparen können, wenn wir mit dem Rhediger'schen Manuscripte lesen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.

Es waren solcher schönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgesetzt wurden.

Carmen XX. Ad Priapum.

Copia me perdit: tu suffragare rogatus,
Indicio nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlassung seines Freundes Melissus die „Priapeia" dem Martial als das funfzehnte Buch beifügte, sagt in seinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrianides[1]) nicht hätten fehlen sollen) über die dritte Zeile dieses Gedichts: „Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd.: *Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma.*" Wenn es aber sonach nur noch der Beistimmung von Handschriften bedarf, diese bessere Randglosse in den Text aufzunehmen, so kann

*) Ad Lib. I. Od. VI.

1) Michael Hadrianides, vermuthlich ein Niederländer aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Herausgeber des Petronius, Amsterdam 1669. — A. d. H.

ich versichern, daß der Text sowohl des Rhediger'schen als Wolfenbüttel'schen Manuscripts vollkommen so lieset. Es ist auch nothwendig, daß man so lesen muß; denn „vernacula poma" waren es ja wirklich nicht, sondern sollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den sogenannten Anhang des Virgil's mit Jos. Scaliger's und seinen Anmerkungen herausgegeben, ist bekannt.[1]) Aber das ist nicht bekannt, daß er eine zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke fast fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er seine Verbesserungen und Vermehrungen eingetragen, in hiesiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darin die „Priapeia" mit einem Manuscripte verglichen und mancherlei Lesarten beigeschrieben, deren aber die meisten offenbare Schreibfehler sind; wenigstens ist keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauschen möchte.

Warum sonst spätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieser Kleinigkeiten, die vollends des Lesens nicht werth sind, wenn man sich erst den Kopf darüber zerbrechen soll, so correct zu geben, als ihnen möglich war, daran kann nichts als Nachlässigkeit Schuld sein. Wenn Scaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vierundzwanzigste Epigramm aus dem Griechischen des Leonidas in der Anthologie genommen sei, warum hat man dem ohngeachtet bisher unterlassen, die Interpunction der zwei letzten Zeilen:

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus,

nach den griechischen Zeilen:

Ἀλλ' ὡς ἐντεταμαι, φωρ, ἐμβλεπε. τουτο δ' ἐρωτᾳς,
Των ὀλιγων λαχανων εἱνεκα; των ὀλιγων,[2])

zu berichtigen? nach welchen sie nothwendig so aussehen muß:

— — — — — — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und so hat sie auch Salmasius in seinem Exemplare des Gruter'schen Martial's wirklich beigeschrieben.

---

1) Diese Ausgabe des gelehrten Hamburgers erschien 1595; die Scaliger'sche war zuerst 1573 herausgekommen. — A. d. H.

2) Das Epigramm steht nicht in der „Anthologia Palatina", sondern nur im vierten Buch der „Planudea" (Nr. 236). — A. d. H.

V.

Griechische Anthologie.

1.

Ich will hierunter sowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verstanden wissen. Wenn das letztere eben dieselbe Anthologie ist, welche seit den Zeiten des Salmasius so oft unter dem Namen der ungedruckten angeführet und genutzet worden, so haben wir es dem Hrn. D. Reiske zu verdanken, daß sie dieses Beiworts zum größten Theil nicht weiter bedarf.[1]) Wenn ich aber hinzusetze, daß beide Anthologien diesem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch seines scharfsinnigen Fleißes über die Planudische nicht zu berauben: so mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um so viel mehr fordert, je mehr sie gutwillig leisten. Ich wüßte wenigstens nicht, wodurch er seine so großen Verdienste um die gesammte griechische Literatur stolzer krönen könnte als durch die Erfüllung dieses Wunsches. Und doch

---

1) Bis 1754 war nur die jüngste Anthologie griechischer Epigramme von Maximus Planudes aus dem 14. Jahrhundert gedruckt, ein wunderlich geordneter Auszug aus der älteren des Konstantinos Kephalas aus dem 10. Jahrhundert. Von dieser sind sechs Bücher in der von Salmasius kurz vor der Ueberführung der Heidelberger Bibliothek nach Rom entdeckten sog. Pfälzer Handschrift enthalten. Nach einer Abschrift gab Johann Jacob Reiske 1754 Buch 5—7 heraus. Lessing benutzt die Gelegenheit, den fleißigen Gelehrten, der damals mit der Bearbeitung der Attischen Redner und des Libanius beschäftigt war, zu rühmen, um so lieber, als Klotz kurz vorher (Deutsche Bibl., II. S. 626 ff.) die Reiske'sche Uebersetzung des Demosthenes zügellos verhöhnt hatte. Uebrigens bedurfte Reiske dringend der Empfehlung, da er trotz seiner Mittellosigkeit die meisten seiner Bücher selbst verlegte. — A. d. H.

muß ich mich gegen ihn schämen, diesen Wunsch gethan zu haben, so lange sein patriotischer Eifer, der leider mehr als uneigennützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unserer Zeit und unsers Vaterlandes fortfährt, so wenig Unterstützung zu finden.

2.

Es ist aber, selbst nach der Bemerkung des Hrn. D. Reiske, so gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der Leipziger Abschrift herausgegeben, die von dem Heidelbergischen, nun Vaticanischen Manuscripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie ist. Seine Vermuthung von dem Barberinischen Codex, welchen Holstein und Allatius[1]) gebraucht, scheinet sehr gegründet zu sein,*) und welch ein Glück wäre es, wenn sich in diesem wenigstens nur die unverfälschte Anthologie des Agathias fände und mit der Zeit an das Licht käme![2]) Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ursprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatischen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen vielleicht nur verleitet worden.

3.

Denn was stellet sich der größere Theil von Lesern, welcher die Anthologie nur vom Hörensagen und höchstens aus wenig Beispielen daraus kennet, überhaupt darunter vor? Was sonst als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen zu ihren besten Zeiten eigen war? Und diese Manier, wofür hält er sie anders als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martial's, welche sich vornehmlich durch Witz

*) *Praefat. ad. Anth. Const. Ceph.*, p. XIX.

1) Der Hamburger Lucas Holstenius (1596—1661) und Leo Allatius (1586—1669), der die Heidelberger Bibliothek nach Rom holte, waren Beide Bibliothekare des Cardinals Franciscus Barberini, eines Neffen Urban's VIII., ehe sie Bibliothekare der Vaticana wurden. — A. d. H.

2) Agathias, Zeitgenoß Justinian's, veranstaltete unter dem Titel „Κύκλος“ eine Sammlung griechischer Epigramme, welche verloren ist, wie ihre Vorläufer, die beiden „Στέφανοι“ des Meleager aus Gadara (um 60 v. Chr.) und des Philippus von Thessalonich aus Trajan's Zeit. — A. d. H.

und boshafte Ueberraschung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieser Vorstellung, wenn man sie auch nur bei dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, sehr Vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir sie gar gegen jene ersten ursprünglichen Sammlungen oder auch nur, wie gesagt, gegen die erste noch erträgliche Verfälschung und Verstümmelung derselben halten könnten! In dieser, des Agathias nämlich, war ein eigener Abschnitt satirischer Sinngedichte, noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauserei gewidmet war, nicht zu gedenken.[1]) Wenn diese aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn sich Kephalas, außer den verliebten Abschnitten, in welchen freilich mehr Empfindung als Witz sein mußte, nur auf die dedicatorischen und sepulcralischen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufschriften eingeschränkt, deren größtes Verdienst allerdings die Simplicität ist, deren Wirkung aber nicht aus dieser bloßen Simplicität, sondern zugleich aus dem sinnlichen Eindrucke entsprang, welchen das Denkmal machte: wie kann man ihn dem ohngeachtet zum allgemeinen Maßstabe annehmen, nach welchem es auszumessen, wie viel Witz die Griechen in allen verschiednen Gattungen des Epigramms geliebet und zu brauchen vergönnet haben?

4.

Es mag sich nun freilich wohl aus dem satirischen Abschnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, Verschiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was sich denn auch in dieser dahin Gehöriges findet, das ist von der Manier des Martial's so weit lange nicht entfernt, als man sich einbildet. Ja, es sind nicht wenige Stücke darunter, die Martial selbst nicht geschraubter und spitzer hätte machen können, und die, wenn man sie übersetzte, manchen vermeinten Kenner der griechischen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieser Art habe ich unter meine Sinngedichte gestreuet; aber ich will Den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden soll, die ich aus

1) Lessing kennt — das darf man nicht vergessen — den Kephalas nur aus Reiske's Ausgabe, die eben nur die ἐρωτικά, ἀναθηματικά und ἐπιτύμβια enthält. Diesen folgen nach den eingeschalteten Epigrammen des Gregor ἐπιδεικτικά, προτρεπτικά und die von Lessing vermißten συμποτικὰ καὶ σκωπτικά. — A. d. H.

dem Martial nachgeahmt oder übersetzt habe.[1]) Es ist nur Thorheit, sich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen sollte Witz gewesen sein, ihnen, die so gern lachten als irgend ein Volk in der Welt, und bei denen sich mehr als ein Schriftsteller bemüht hatte, der Kunst, das Lachen zu erwecken, eine scientifische Form zu geben, wobei doch Alles vornehmlich auf die Quellen der bei dem Martial so sehr verschrieenen Pointen hinauslaufen mußte.*) Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellectueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist. Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist, aber von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. Man ist sicherlich weder gesund noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann.

5.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Martial sogar nach solchen griechischen Stücken gebildet hat, welche seinen so ähnlich sehen. Er kannte den Meleager; und warum sollte er nicht auch die Anthologie desselben gekannt haben, da er sich eines von des Meleager's eigenen Epigrammen, welches sich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabschrift, welche Meleager einem Aesigenes setzte: **)

Παμμητορ γη χαιρε· συ τον παρος οὐ βαρυν εἰς σε
Αἰσιγενην, καὐτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης,

hat er fast wörtlich in den Schluß der Grabschrift auf seine kleine liebe Erotion übergetragen: ***)

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris; non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martial's nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieses Exempel das einzige in der gesammten Anthologie ist, nach welchem es

*) *Cicero, De Orat.*, lib. II. cap. 63 et 71.
**) *Anth.*, lib. III. cap. 1 — [ep. 11 = VII. 461. — A. d. H.].
***) Lib. V. ep. 35.

1) Nachgewiesen sind diese Nachahmungen von Haug in dem Aufsatz „Kordus und Lessing" (Neuer Teutscher Merkur. Novbr. 1793, S. 285 ff.) — A. d. H.

ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er sich dann und wann auch mit griechischen Einfällen beholfen. Denn so viel Aehnlichkeit auch mehrere von seinen Epigrammen mit dem oder jenem griechischen zu haben scheinen, so versteht es sich darum nicht gleich von selbst, daß eben er der Nachahmer gewesen. Ich muß von dem Alter des griechischen Verfassers sicher überzeugt sein, ehe ich das soll auf ihn kommen lassen. Denn offenbar ist es bei den meisten, daß nicht die Griechen von ihm, sondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß sie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert sich zwischen dem Epigramm eines gewissen Myrinas:*)

> *Υ τετρακοσι᾽ ἐστιν· ἐχεις δε συ τους ἐνιαυτους*
> *Δις τοσσους τρυφερη πεντακορων᾽ Ἑκαβη,*
> *Σισυφου ὠ μαμμη και Δευκαλιωνος ἀδελφη.*
> *Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασι τατα,*

und diesem vom Martial:**)

> Mammas atque tatas habet Afra, sed ipsa tatarum
> Dici et mammarum maxima mamma potest,

zwar allerdings eine große Verwandtschaft, und schwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern sein gemacht worden. Denn beide verspotten sie eine eitle Närrin, die gern jünger scheinen möchte, als sie ist; nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieser Absicht zu thun nur rathet. Aber welches ist hier das Original, und welches die Copie? Das Alter des Myrinas ist ungewiß, und Herr D. Reiske giebt es selbst für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieser Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena sein könne.***)

Hingegen ist zwischen folgendem des Martial's:†)

> Lotus nobiscum est, hilaris coenavit, et idem
> Inventus mane est mortuus Andragoras.
> Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
> In somnis medicum viderat Hermocratem,

und diesem des Lucillus:††)

*) *Anth.*, lib. II. cap. 9 — [ep. 1 = XI. 67. — A. d. H.].
**) Lib. I. ep. 101.
***) *Notit. Poet. Anthol.*, p. 248.
†) Lib. VI. ep. 53.
††) *Anth.*, lib. II. cap. 22 — [ep. 3 = XI. 257. — A. d. H.].

Ἑρμογενη τον ἰατρον ἰδων Διοφαντος ἐν ὑπνοις,
Οὐκ ἐτ᾽ ἀνηγερθη, και περιαμμα φερων,

die Sache außer Streit, und Rader hätte nicht so unbedachtsam mit einem „e Graeco hoc est expressum" das Original des Martial's geradeweg zur Nachahmung erniedrigen sollen. Denn von dem Lucillus oder Lucillius, dem das griechische gehört, ist es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am Ungernsten möchte ich dem Martial sein so bekanntes, und noch immer so oft anzuwendendes:*)

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas Mithridaticumque bellum
Et perjuria Punici furoris
Et Syllas Mariosque Mutiosque
Magna voce sonas manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis,

streitig gemacht wissen. Gleichwohl schreibt Farnabius in seinen Anmerkungen: „vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol., unde hoc expressum." 1) Das wäre mir ein schöner Commentator, der mich so ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer setzte! Oder verlohnte es sich nicht der Mühe, so etwas genauer nachzusehen, was verlohnte sich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, ist der nämliche vorgedachte, von dem, wie gesagt, so viel gewiß ist, daß er später als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht.**) Nun möchte ich zwar unter Diesem nicht, wie Fabricius gethan,***) den sogenannten Jatrosophisten verstehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunterkommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweiten Jahrhunderte gemeinet ist, welcher Leibarzt bei den Antoninen war, so bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epi-

*) Lib. VI. ep. 19.
**) *Anth.*, lib. I. cap. 39 — [ep. 7 = XI. 281. — A. d. H.].
***) *Bibl. Gr.*, Lib. III. cap. 28. p. 719.

1) Anth. Pal. XI. 141. — A. d. H.

gramm auf den Tod desselben machen können, wenigstens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius selbst ist nicht schlecht, sie hat sogar Eigenes genug, daß sie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martial's, sondern eines dritten Musters sein könnte; besonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derselben aus einem Sprichworte entlehnet sei*) und nicht vielmehr das Sprichwort selbst seinen Ursprung daher hätte.

Hierüber aber, daß sich in einer alten griechischen Anthologie mehr Stücke finden sollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als solche, welche Martial daraus nachgeahmet, können sich nur Diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfasser derselben nicht recht kennen. Es finden sich darunter nicht nur sehr viel spätere Griechen, denen es üblich war, die lateinische Sprache zu lernen, sondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechisch genug gelernet zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

6.

Auch ist, um sich von der gepriesenen Simplicität, selbst der ältesten und besten griechischen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux sehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht Alles wissen, was man wissen müßte, um richtig davon zu urtheilen, und nichts von so geringen Umständen abhange als ein witziger Einfall.“

Es ist z. E. sehr möglich und sehr glaublich, daß in manchem griechischen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines historischen Umstandes zu sehen glauben, eine sehr feine Anspielung auf ganz etwas Anders liegt und der historische Umstand selbst nichts weniger als nach den Worten zu verstehen ist. Ein Exempel wird meine Meinung deutlicher machen.

Es ist bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnstreitig aus den zuverlässigsten Quellen werden genommen haben, sehr einstimmig von dem Tode des Sophokles melden, nämlich daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bei einem tragischen Wettstreite mit genauer Noth endlich den Sieg davongetragen: „Sophocles ultimae jam

*) *Adagior.* Chil. III. cent. I. — [*Ἄλλα λέγει Μενεκλῆς, ἄλλα τὸ χοιρίδιον.* — A. d. H.]

senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu solicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit." *) Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieses Dichters: **)

Ἐσβεσθης γηραιε Σοφοκλεες, ἀνθος ἀοιδων,
Οἰνωπον Βακχου βοτρυν ἐρεπτομενος.

Nach diesem soll Sophokles an einer Weintraube erstickt sein. Zwei sehr verschiedene Todesarten dem ersten Ansehen nach. Vor Freuden sterben und an einer Beere den Tod finden, davon scheinet Eines dem Andern ziemlich zu widersprechen; daher uns denn auch die Lebensbeschreiber des Sophokles recht gern die Wahl lassen, ob wir lieber Dieses oder Jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier stattfände? wenn Simonides, richtig verstanden, gerade eben das sagte, was Plinius und Valerius versichern? wenn er als ein Dichter nur unter einem schicklichen und schönen Bilde hätte sagen wollen, was Diese als Geschichtschreiber ohne Bild sagen müssen? Denn man erinnere sich nur, unter wessen besonderm Schutze das Theater und Alles, was zu dem Theater gehörte, stand. Eben der Gott, welcher die Menschen den Wein gelehret hatte, galt dafür, daß er sie auch durch die wilden und groben Freuden der Weinlese zu den feinern und menschlichen Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler Dionysische Künstler, und wenn es vergönnt war, das eine seiner Geschenke für das andere zu setzen, so konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine süße Traube heißen, womit er diesen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem solchen Siege dem Sieger tödtlich, wie konnte dieses in der poetischen Sprache mit Fortsetzung der nämlichen Metapher anders lauten, als daß er an einer Beere dieser süßen Traube leider erstickt sei?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden, sondern der Leser, bei dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen. Wer indeß ihr seinen Beifall nur darum versagen wollte, weil noch andere alte Schriftsteller eben das von dem Tode des So-

*) *Val. Max.*, lib. IX. c. 12.; *Plinius Nat. Hist.*, lib. VII. cap. 53.
**) *Anth.*, lib. III. cap. 25 — [ep. 38 = VII. 20. — A. d. H.].

gramm auf den Tod desselben machen können, wenigstens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius selbst ist nicht schlecht, sie hat sogar Eigenes genug, daß sie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martial's, sondern eines dritten Musters sein könnte; besonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derselben aus einem Sprichworte entlehnet sei*) und nicht vielmehr das Sprichwort selbst seinen Ursprung daher hätte.

Hierüber aber, daß sich in einer alten griechischen Anthologie mehr Stücke finden sollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als solche, welche Martial daraus nachgeahmet, können sich nur Diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfasser derselben nicht recht kennen. Es finden sich darunter nicht nur sehr viel spätere Griechen, denen es üblich war, die lateinische Sprache zu lernen, sondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechisch genug gelernet zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

6.

Auch ist, um sich von der gepriesenen Simplicität, selbst der ältesten und besten griechischen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux sehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht Alles wissen, was man wissen müßte, um richtig davon zu urtheilen, und nichts von so geringen Umständen abhange als ein witziger Einfall."

Es ist z. E. sehr möglich und sehr glaublich, daß in manchem griechischen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines historischen Umstandes zu sehen glauben, eine sehr feine Anspielung auf ganz etwas Anders liegt und der historische Umstand selbst nichts weniger als nach den Worten zu verstehen ist. Ein Exempel wird meine Meinung deutlicher machen.

Es ist bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnstreitig aus den zuverlässigsten Quellen werden genommen haben, sehr einstimmig von dem Tode des Sophokles melden, nämlich daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bei einem tragischen Wettstreite mit genauer Noth endlich den Sieg davongetragen: „Sophocles ultimae jam

*) *Adagior.* Chil. III. cent. I. — [*Ἄλλα λέγει Μενεκλῆς, ἄλλα τὸ χοιρίδιον.* — A. d. H.]

senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu solicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit." *) Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieses Dichters: **)

Ἐσβεσθης γηραιε Σοφοκλεες, ἀνθος ἀοιδων,
Οἰνωπον Βακχου βοτρυν ἐρεπτομενος.

Nach diesem soll Sophokles an einer Weintraube erstickt sein. Zwei sehr verschiedene Todesarten dem ersten Ansehen nach. Vor Freuden sterben und an einer Beere den Tod finden, davon scheinet Eines dem Andern ziemlich zu widersprechen; daher uns denn auch die Lebensbeschreiber des Sophokles recht gern die Wahl lassen, ob wir lieber Dieses oder Jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier stattfände? wenn Simonides, richtig verstanden, gerade eben das sagte, was Plinius und Valerius versichern? wenn er als ein Dichter nur unter einem schicklichen und schönen Bilde hätte sagen wollen, was Diese als Geschichtschreiber ohne Bild sagen müssen? Denn man erinnere sich nur, unter wessen besonderm Schutze das Theater und Alles, was zu dem Theater gehörte, stand. Eben der Gott, welcher die Menschen den Wein gelehret hatte, galt dafür, daß er sie auch durch die wilden und groben Freuden der Weinlese zu den feinern und menschlichen Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler Dionysische Künstler, und wenn es vergönnt war, das eine seiner Geschenke für das andere zu setzen, so konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine süße Traube heißen, womit er diesen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem solchen Siege dem Sieger tödtlich, wie konnte dieses in der poetischen Sprache mit Fortsetzung der nämlichen Metapher anders lauten, als daß er an einer Beere dieser süßen Traube leider erstickt sei?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden, sondern der Leser, bei dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr seinen Beifall nur darum versagen wollte, weil noch andere alte Schriftsteller eben das von dem Tode des So-

*) *Val. Max.*, lib. IX. c. 12.; *Plinius Nat. Hist.*, lib. VII. cap. 53.
**) *Anth.*, lib. III. cap. 25 — [ep. 38 = VII. 20. — A. d. H.].

phokles berichten, was das Epigramm des Simonides den Worten nach zu sagen scheinet, der thäte sehr Unrecht. Denn alle diese andern Schriftsteller sind jünger als Simonides und haben den poetischen Ausdruck desselben entweder in seinem Geiste nachgebraucht oder wider seinen Geist verstanden. Jenes kann Sotades[1]) gethan haben, dieses hingegen ist von dem kläglichen Zusammenschreiber der „*Μακροβιων*“ sehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann gewesen sein. Es ist nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchschauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet, aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper selbst gehalten worden, so ist ganz begreiflich, wie sich Mehrere hintergehen lassen und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er schwerlich mehr zu widerlegen stehet.

7.

Freilich dürfte bei dem Allen dieses Exempel sehr einzig in seiner Art scheinen. Ich füge also ein zweites bei, welches diesen Anstoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu sein.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demostratus, der sich einem schlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet: *)

Πριν σ᾽ ἐναλειψασθαι Δημοστρατε, χαιρ᾽ ἱερον φως,
Εἰπε ταλαν· οὑτως εὐκοπος ἐστι Διων.
Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικον, ἀλλα δι᾽ αὐτου
Εἰκονος ἡς εἰχεν τα βλεφαρ᾽ ἐξεβαλεν.

Der Dichter giebt in diesen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer im Voraus von dem lieben Tageslichte Abschied zu nehmen. Denn, sagt er, dieser Dion ist seiner Sache so gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein Olympischer Sieger war, nicht allein selbst stockblind gemacht, sondern auch die Bildsäule desselben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildsäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das ist

*) *Anth.*, lib. II. cap. 22 — [ep. 1=XI. 112. — A. d. H.].

1) In dem bei Stobaeus (Floril. 98. 9) erhaltenen Fragment, in welchem die Todesarten des Sokrates, Diogenes, Aeschylus, Sophokles, Euripides und Homer zusammengestellt werden: „*Σοφοκλῆς ῥᾶγα φαγὼν σταφυλῆς πνιγεὶς τέθνηκε.*“ — A. d. H.

ja wohl eine sehr frostige Uebertreibung. Hat denn eine Bildsäule Augen, mit welchen sie wirklich sieht? Kann ein unglücklicher Quacksalber sie blinder machen, als sie wirklich ist? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verstehen sind, **wie** hat er die Bildsäule um diese gebracht? Wirkte die schädliche Salbe durch Sympathie? Oder schlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieses zwar sagen die Worte, wenn man sie genau nimmt. Aber **warum** sollte **Dion** diese verwüstet haben? Wenn man schon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes sagen kann, daß er der geschworene Feind aller gesunden Augen sei, darf man darunter auch Augen verstehen, die ohnedem so sind, als ob sie aus seinen Händen gekommen wären? Ebenso sinnreich würde man ja wohl alsdenn auch sagen dürfen, daß er allen Augen so feind sei, daß er selbst die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetschen Vergnügen finde?

Man sieht sich vergebens bei den Auslegern nach etwas um, wodurch dieser schale Witz Geist und Schärfe bekommen könnte. Sie übersetzen die Worte sehr treulich, aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umschreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns sicherlich verwirrter damit, als wir waren. So sagt z. E. **Opsopöus**:[1]) „Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem, quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit." Man sieht wohl, daß er durch „propter imaginem" das „*δι' εικονος*" ausdrücken wollen. Aber was soll es heißen? Beneidete der Arzt seinen Patienten wegen der Ehre, sich im Bilde aufgestellt zu sehen? und war es Neid, warum er diesem Bilde die Augen ausschlug? Das wäre noch der einzige Verstand, den das „propter imaginem" haben könnte, aber es wäre auch gerade der, welcher am Meisten mit der Absicht des Ganzen stritte. — Etwas erträglicher lautet das griechische Scholion, das sich bei diesem Epigramme findet; denn es sagt doch wenigstens keine Ungereimtheit: „*τυφλου γαρ όντος αὐτου ἐνδεχεται και την εικονα τυφλην εἰναι.*" Der Scholiast meinet nämlich, der Dichter habe weiter nichts sagen wollen als dieses: „Da der Sieger blind geworden, so habe auch die Bildsäule nicht anders als blind sein können." Hiermit, könnte man sagen, bezog sich der Scholiast auf das Ikonische der Statuen, welche die Olympischen Sieger erhielten, auf das Gesetz

---

1) **Vincentius Opsopöus**, aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Verfasser der „Victoria Bacchi s. de arte bibendi", schrieb Noten zu den griechischen Epigrammen. — A. d. H.

der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieser Statuen nicht idealisch, sondern nach der besten und strengsten Aehnlichkeit gearbeitet sein mußte.*) Aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieser gelehrtere Umstand dem Scholiasten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielet, so hat er offenbar eine ganz falsche Anwendung davon gemacht. Denn erstlich galt das Gesetz von Beobachtung der möglichsten Aehnlichkeit nur bei dem dreimaligen Sieger, für welchen man den in der Aufschrift ohne Beweis annehmen müßte, und zweitens mußte sich ja wohl diese Aehnlichkeit auf den Zustand, in welchem er siegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bei dieser Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweiter, freiwilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz, der wahre, einzige Aufschluß dieses Epigramms ist aus einer Bemerkung an den alten Bildsäulen herzuleiten, welche man bei den alten Schriftstellern zwar von Weitem angedeutet findet, die aber nur erst von den neuesten Alterthumsforschern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieser Art, in ihr völliges Licht gesetzet worden.**) Da nämlich die Bildhauerei nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche sichtbar ist, ausdrücken soll, so kann sie von dem menschlichen Auge weit weniger nachahmen als die Malerei. Der ganze Augapfel, auf welchem diese so Vieles zu unterscheiden findet, ist für sie weiter nichts als eine ründliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für sie verloren gehen würde, so haben es schon sehr alte Meister gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunst die Malerei hier wiederum einzuholen. Sie machten nämlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzendern Marmor, als die Bildsäule selbst war, oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorstellte, in der Mitte aber ausgeschnitten war, um einen Stein zu fassen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in dessen Mittelpunkte wiederum ein Edelstein befestiget war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildsäule, von welcher in unserm Epigramme die Rede ist, von solcher Beschaffen-

*) *Plinius H. N.* lib. XXXIV. sect. 9.
**) Winckelmann's Anmerkungen über s. „Geschichte der Kunst", S. 81.

heit gewesen, und erinnere sich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten sehr oft gemacht wurde: und ich meine, wir verstehen den Dichter nunmehr so, wie wir ihn verstehen sollen. Es war aber, was man den alten Aerzten, außer ihrer Unwissenheit und Vermessenheit, sonst vorwarf, nichts Geringeres als dieses, daß sie nicht immer reine Hände behielten und aus den Häusern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieses Schlages war jener Arzt in der Aesopischen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an schlimmen Augen curiret hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn unter dem zweideutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil sie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergestellet wären, mit welchen sie verschiedene Dinge in ihrem Hause nicht mehr sähe, die sie vor den Besuchen des Arztes doch zuverlässig darin gesehen habe.*) Dieses Schlages war jener **Herodes**, von welchem Martial erzählet:**)

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
Deprensus dixit: Stulte, quid ergo bibis?

Dieses Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt:***)

Φαρμακιησι ροδων λεπραν και χοιραδας αἰρει,
Τἀλλα δε παντ' αἰρει και διχα φαρμακιων.

Und mit **einem** Worte, eben dieses Schlages war unser **Dion**. Dergleichen eingesetzte Augen, als ich gesagt habe, waren Dinge von Werth, und diese brach Dion der Bildsäule seines Kranken bei einer guten Gelegenheit aus. Das ist der eigentliche zweite Vorwurf, den ihm der Dichter macht, und der ganze epigrammatische Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieser zwischen der That, deren sich Dion als Dieb schuldig machte, und der That, die er alsein ungeschickter Arzt verübte, zu finden wußte.

8.

Außer ihrem poetischen Werthe hat die griechische Anthologie noch einen andern, der, wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bei Weitem den Vorzug streitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die sonst nirgends

*) Fab. 21 — [107 Halm. — A. d. H.].
**) Lib. IX. ep. 98.
***) Lib. II. cap. 22. ep. 18 — [= XI. 333. — A. d. H.].

zu finden und auch lange nicht so verbraucht sind, daß nicht noch itzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht oder nicht hinlänglich versteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Musäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte sich mit Aufklärung der geringsten Schwierigkeiten desselben beschäftiget haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer[1]) Alles darüber zusammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, ist ein sehr wesentlicher Umstand, der durch das ganze Gedicht herrschet, von ihnen Allen völlig unerörtert geblieben. Ich meine den Umstand des Orts, an welchem eigentlich der interessanteste Theil der Geschichte vorgeht.

Es heißt nämlich, daß Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Eltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe.*)

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kömmt es, daß man uns so gar nichts von diesem Thurme sagt? Ich kann nicht glauben, daß schlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit diesem Thurme für eine Bewandniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigstens sehr unrecht gethan, seine Leser für ebenso gelehrt als sich selbst zu halten. Denn wahrlich versteht sich die Sache nicht von selbst. Hero war Priesterin der Venus zu Sestos; der Tempel dieser Göttin, an welchem sie stand, lag in der Stadt; in diesem Tempel in der Stadt ward das Fest gefeiert, bei dem sie Leander zuerst erblickte: wie nun, daß sie gleichwohl nicht in diesem Tempel in der Stadt, sondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in diesem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir selbst auf diese Fragen, über die, wie gesagt, in Allem, was Noten über den Musäus heißt, ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe, bis ich endlich auf zwei Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erscheinet Venus als die Beherrscherin des Meeres; in beiden wird eines Hauses und einer Stätte gedacht, welche der

*) V. 32.

1) Der Pfälzer Daniel Pareus (gest. 1635) hat den Musäus 1627 mit lateinischer Uebersetzung und Commentar herausgegeben, Johann Heinrich Kromayer (1689—1734) cum notis variorum. — A. d. H.

Göttin an dem Ufer geheiliget waren. Allem Ansehen nach war also auch die Venus, die zu Sestos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was sie sonst für einen Namen in jener Würde führte, und der Thurm, welchen ihre Priesterin bewohnte, war gleichsam eine zu jenem Tempel gehörige Capelle, die außer der Stadt an dem Ufer zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reisenden erbauet war.

Das erste dieser Epigrammen gehört einem Antipater und lautet so:

Λιτος μοι δομος οὑτος, (ἐπει παρα κυματι πηγῳ
Ἱδρυμαι, ποτερης δεσποτις ἠϊονος)
Ἀλλα φιλος· ποντῳ γαρ ἐπι πλατυ δειμαινοντι
Χαιρω, και ναυταις εἰς ἐμε σωζομενοις.
Ἱλασκευ την Κυπριν. ἐγω δε σοι ἠ ἐν ἐρωτι
Οὐριος, ἠ χαροπῳ πνευσομαι ἐν πελαγει.[1])

„Gering ist dies mein Haus, mir, der schäumenden Wogen Gebieterin, hier am feuchten Ufer errichtet; und doch ist es mir lieb. Denn ich freue mich, wenn weit und breit das Meer vor mir erschrickt und der Schiffer mir seine Rettung danket. Versöhnet Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich bin es, die auf der stürmenden See mit günstigem Winde beglücket." — Was Antipater *δομος* nennet, heißt bei dem Musäus *πυργος*, und es ist natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See sehen und vor Ueberschwemmung gesichert sein sollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So ist es auf den Münzen und geschnittenen Steinen, auf welchen die Geschichte des Leander's abgebildet zu sehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegenleuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeschrieben wird, ist noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellet, welche einer Priesterin der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κυπριδος οὑτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνᾳ
Αἰεν ἀπ' ἠπειρου λαμπρον ὁρᾳν πελαγος,
Ὀφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλοον, ἀμφι δε ποντος
Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.[2])

1) Anth. gr., lib. I. cap. 38. ep. 5. = IX. 143. — A. d. H.
2) Anth. gr., lib. I. cap. 38. ep. 6. = IX. 144. — A. d. H.

„Der Kypris ist diese Stätte! Ihr gefällt, vom festen Gestade immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken, dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. Ihr strahlendes Bild erscheinet: die Wogen erschrecken und fallen." Aus den letzten Worten ist sicher zu schließen, daß bei entstehenden Stürmen das Bildniß der Venus zu oberst auf dem Thurme ausgestellet worden, um das tobende Meer durch Erblickung seiner Beherrscherin zu besänftigen. Diese Ausstellung war denn also das Geschäfte der Priesterin, und ich irre mich sehr, wenn nicht hieraus auch der streitige Verstand einer besondern Stelle des Musäus außer allem Zweifel gesetzt wird. Musäus nämlich nennet die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele steckte, ἐρωτος ἀγαλμα:*) und die Ausleger sind äußerst uneinig, wie dieses ἀγαλμα hier zu übersetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, ἀγαλμα soll das ξοανον der Anyte ausdrücken; denn Beides bedeutet eine Bildsäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgesteckte Fackel, mit Anspielung auf die Ausstellung der wirklichen Bildsäule der Göttin der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erste Uebersetzung durch simulacrum die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte, so müßte es doch nur in dem Verstande geschehen, in welchem dieses Wort nicht für ein Zeichen überhaupt, sondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beiwort laetabile, welches Kromayer dabei für nöthig erachtet, wäre ebenso überflüssig als falsch.

Auf welchen von solchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieser Epigrammen eigentlich gehe, ist nicht zu bestimmen. Es gab deren an den Küsten von Griechenland und den Inseln des ägeischen Meeres mehr als einen, wie aus verschiedenen Stellen des Pausanias zu ersehen.

9.

Nicht minder reich an dergleichen sonst nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen ist die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieser Art, was für grundgelehrten und wundersinnreichen Muthmaßungen kann sie nicht auf einmal den Garaus spielen. Z. E.

*) V. 8.

Wer war wohl der Glykon, dessen in den bekannten Zeilen des Horaz,*)

> Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
> Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
> Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
> Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Ansehen nach ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt sich von ihm aus der Stelle selbst nicht; aber wie wenig ist das für einen Ausleger, der Gelehrsamkeit zeigen soll! Heinsius erinnerte sich, bei dem Laertius gelesen zu haben, daß der peripatetische Philosoph Lykon, das dritte Haupt dieser Schule nach dem Aristoteles, ein vorzüglich guter Ringer gewesen sei. Weil nun dieser Lykon wegen seiner süßen Beredsamkeit auch wohl Glykon genennet worden, so entschied Heinsius, daß Horaz keinen Andern als ihn gemeinet habe. Es ist sonderbar, auf diese Weise einen Philosophen, der zum Vergnügen und der Gesundheit wegen die Gymnastik übet, in einen Ringer von Profession zu verwandeln. Und doch ist diese Meinung des Heinsius noch lange so abenteuerlich nicht als eine andere, welche Spence[1]) uns gern eingeredet hätte. Weil nämlich der Farnesische Hercules, eine der berühmtesten Bildsäulen, die aus dem Alterthume übrig geblieben, nach Aussage der Aufschrift von einem Künstler Namens Glykon gearbeitet worden, so urtheilte Spence, der so gern Anspielungen auf Kunstwerke in den alten Dichtern fand, daß eben diese Bildsäule schon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt gewesen, und daß sie es sei, welche der Dichter unter dem Namen ihres Meisters wolle verstanden wissen.**) Er machte

*) Lib. I. epist. I. v. 28.

**) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse. —

1) Joseph Spence (1698—1768). Von seinem Hauptwerk „Polymetis or an Enquiry into the Agreement between the works of the Roman Poets and the Remains of ancient Artists", Lond. 1747, handelt Lessing ausführlicher im „Laokoon", Abschn. 7—10. — A. d. H.

also aus einem Ringer einen Gott, aus einem Menschen einen Stein.

Es würde Mühe kosten, einem Heinsius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meinungen so deutlich zu zeigen, daß sie selbst davon abstehen zu müssen glaubten. Ein Glück also, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieser Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon aus den Zeiten des Horaz kennen lernen, der zuverlässig kein anderer gewesen als der, welchen Horaz selbst zum Beispiele angezogen.*) Es lautet so:

Γλυκων, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
Ὁ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατυς ποδας,
Ὁ καινος Ἀτλας, αἱ τ᾽ ἀνικητοι χερες,
Ἐρρον· τοιονδε προσθεν ουτ᾽ ἐν Ἰταλοις,
Οὐθ᾽ Ἑλλαδι το πρωτον, ουτ᾽ ἐν Ἐσιδι
Ὁ παντα νικων Ἀϊδης ἀνετραπεν.

Ich sage, daß der Glykon, auf dessen Tod dieses Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz gewesen. Denn obschon der Verfasser desselben nicht völlig gewiß ist, indem es Einige einem Antipater, Andere einem Philippus zuschreiben, so haben doch Beide, wenn man unter Ersterm den Thessalonier verstehet, zu den Zeiten des Augustus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches sowohl Horaz als der griechische Dichter diesem Glykon giebt, scheinet die Sache vollends außer Streit zu setzen.

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. „You can never come to see sharply as Lynceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases.“

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the ancient mythology; than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the order of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. *(Polymetis, Dial. IX. p.* 115. *n.* 10.)

*) *Anth. Ceph.*, carmen 785. Edit. Reisk. p. 168 — [VII. 692. — A. d. H.].

Register.

Wo der Seitenzahl ein A beigefügt ist, ist das Betreffende in den Anmerkungen zu suchen.